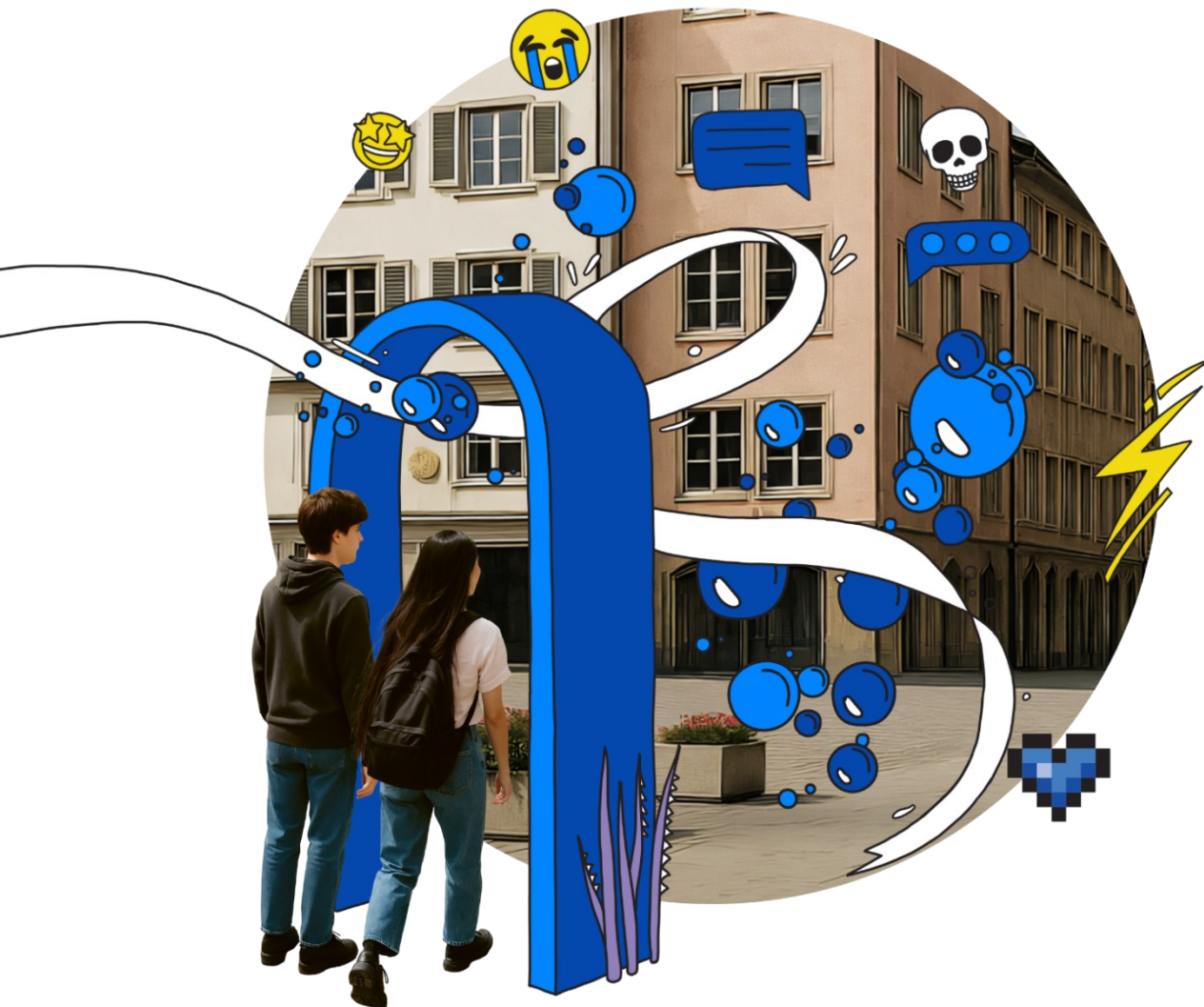


Zwischen Schutz und Befähigung

Digitale Medien in stationären Einrichtungen
der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie

Ergebnisse der Studie *re:connect*



Rahel Heeg, Fabienne Valaulta, Martina Fischer, Monika Luginbühl

Muttenz und Bern, Oktober 2025

IMPRESSUM

Ein Projekt im Rahmen der MEKiS Initiative

Projektteam *re:connect*

Rahel Heeg, Fabienne Valaulta, Martina Fischer, Brigitte Müller (Hochschule für Soziale Arbeit FHNW)
Monika Luginbühl (BFF – Kompetenz Bildung Bern)

Zitiervorschlag

Heeg, Rahel, Valaulta, Fabienne, Fischer, Martina, Luginbühl, Monika (2025): Zwischen Schutz und Befähigung. Digitale Medien in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie – Ergebnisse der Studie *re:connect*. Muttenz und Bern: Hochschule für Soziale Arbeit FHNW und BFF – Kompetenz Bildung Bern.

Die Inhalte stehen unter der [CC BY SA 4.0-Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Finanzierung

Mit finanzieller Unterstützung durch: Bundesamt für Sozialversicherungen (Plattform Jugend und Medien), Ernst Göhner Stiftung, Paul Schiller Stiftung, Swisslos Aargau, Swisslos Solothurn und Schweizerische Kriminalprävention SKP



ERNST GÖHNER
STIFTUNG



SWISSLOS
Kanton Aargau

SWISSLOS
*Fonds des
Kantons Solothurn*

SKPPSC
Schweizerische Kriminalprävention
Prévention Suisse de la Criminalité
Prevenzione Svizzera della Criminalità

Inhaltsverzeichnis

I.	Forschungsstand und Projektbeschrieb	1
1.	Forschungsstand	1
2.	Das Projekt «re:connect»	10
II.	EMPIRISCHE ERGEBNISSE: Wie Jugendliche in intensiv betreuten Settings digitale Medien nutzen wollen und dürfen	11
1.	Mediennutzungsbedürfnisse von Jugendlichen in intensiv betreuten Settings	11
2.	Digitale Selbst- und Fremdgefährdung bei Jugendlichen in intensiv betreuten Settings	16
3.	Übergreifende Ergebnisse zum Umgang mit digitalen Medien in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie	26
4.	Vier Regelungsmuster zum Umgang mit digitalen Medien	33
	Regelungsmuster «Plötzlich auf null»	33
a)	Einrichtungstyp	33
b)	Institutioneller Auftrag	33
c)	Sichtweise der Fachteams auf jugendliche digitale Lebenswelten	34
d)	Das Regelungsmuster «Plötzlich auf null» im Detail	34
e)	Bewertung des Regelungsmusters «Plötzlich auf null» durch die Fachteams	36
f)	Bewertung des Regelungsmusters «Plötzlich auf null» durch Jugendliche	38
g)	Abschliessende Gedanken zum Regelungsmuster «Plötzlich auf null»	47
	Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen»	48
a)	Einrichtungstyp	48
b)	Institutioneller Auftrag	48
c)	Sichtweise der Fachteams auf jugendliche digitale Lebenswelten	48
d)	Das Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen» im Detail	49
e)	Bewertung des Regelungsmusters «Digitale Medien verdienen» durch die Fachteams	50
f)	Bewertung des Regelungsmusters «Digitale Medien verdienen» durch Jugendliche	51
g)	Abschliessende Gedanken zum Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen»	61
	Regelungsmuster «Privat ist privat»	62
a)	Einrichtungstyp	62
b)	Institutioneller Auftrag	62
c)	Sichtweise der Fachteams auf jugendliche digitale Lebenswelten	62
d)	Das Regelungsmuster «Privat ist privat» im Detail	63
e)	Bewertung des Regelungsmusters «Privat ist privat» durch die Fachteams	64
f)	Bewertung des Regelungsmusters «Privat ist privat» durch Jugendliche	65
g)	Abschliessende Gedanken zum Regelungsmuster «Privat ist privat»	69

Regelungsmuster «Wie geht es dir online?»	70
a) Einrichtungstyp	70
b) Institutioneller Auftrag	70
c) Sichtweise der Fachteams auf jugendliche digitale Lebenswelten	70
d) Das Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» im Detail	71
e) Bewertung des Regelungsmusters «Wie geht es dir online?» durch die Fachteams	73
f) Bewertung des Regelungsmusters «Wie geht es dir online?» durch die Fachteams	73
g) Bewertung des Regelungsmusters «Wie geht es dir online?» durch Jugendliche	74
h) Abschliessende Gedanken zum Regelungsmuster «Wie geht es dir online?»	78
5. Zusammenfassung und Schlussbetrachtungen	79
Literatur	86

I. Forschungsstand und Projektbeschreibung

1. Forschungsstand

Im Folgenden wird ein Überblick über den Forschungsstand zum Umgang mit digitalen Medien in der stationären Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie gegeben.

Veränderte Aufwuchsbedingungen in einer digitalisierten Lebenswelt

Junge Menschen wachsen heute in einer digitalisierten Welt auf, die sich grundlegend von der Lebenswelt früherer Generationen unterscheidet (Spanhel 2020; Hajok 2025): Digitale Medien prägen nahezu alle Lebensbereiche – Familie, Schule, Freizeit. Vor allem Smartphones sind unverzichtbare «Alles-in-einem»-Alltagsbegleiter (Calmbach et al. 2016). Sie bieten jederzeit und überall Zugang zu einer fast unbegrenzten Vielfalt digitaler Inhalte und werden täglich mehrere Stunden genutzt (Külling-Knecht et al. 2024). So entsteht eine starke Bindung zu den digitalen Geräten und Anwendungen (Hajok 2025: 51).

Dabei sind die Online- und Offline-Welten der Jugendlichen eng miteinander verflochten, ihr Alltag und ihre Kommunikation sind von Digitalem durchdrungen (Heeg et al. 2018; Steiner/Heeg 2019). Insbesondere digitale Kommunikation findet ständig im Hier und Jetzt statt, in einer hybriden Dauergegenwart (Stalder 2016; vgl. Wunder 2021). In ihr verschmelzen – mit fließenden Übergängen – Analoges und Digitales zunehmend zu hybriden Welten (Roeske/Weber 2024).

Die jungen Menschen wachsen in einer beschleunigten, komplexer werdenden, unübersichtlichen Welt auf. Die veränderten Aufwuchsbedingungen sowie die Hybridisierung von Sozialisationsinstanzen und -kontexten (ebd.) beeinflussen tiefgreifend, wie junge Menschen ihre Beziehungen zu dieser Welt, zu anderen und zu sich selbst erleben.

Chancen und Risiken digitaler Medien

Das Internet erweitert die Möglichkeiten und vervielfacht die Gelegenheiten, sich zu informieren und zu orientieren, zu kommunizieren, zu kooperieren und zu kollaborieren sowie sich selbst kreativ auszudrücken (Hajok 2023). Digitale Medien dienen als Mittel der Information, sozialen Teilhabe, kulturellen Partizipation, Unterhaltung und Selbstinszenierung (Heeg et al. 2018; Steiner/Heeg 2019; Külling-Knecht et al. 2024). Zudem ermöglichen digitale Technologien neue Formen der gesellschaftlichen Teilhabe und Gemeinschaft über räumliche Grenzen hinweg (Hajok 2023: 9 f.).

Gleichzeitig entstehen Ausschlussrisiken für diejenigen, die keinen Zugang zu Geräten oder zum Internet haben (first level divide), die nicht über ausreichende digitale Kompetenzen verfügen (second level divide) oder die sich im digitalen Raum nicht bewusst platzieren können (third level divide). Besonders oft von Exklusion betroffen sind Adressat:innen der Sozialen Arbeit (Wunder 2021: 45 f.; Haage/Bosse 2020).

Daneben bestehen Gefahren wie Cybermobbing, Datenschutzverletzungen, Zugriff auf unangemessene Inhalte und Abhängigkeitsrisiken (Brüggen et al. 2022). Die Abhängigkeitsrisiken werden über vielfältige technologische Mechanismen erhöht, die zu einer möglichst langen und häufigen Onlinenutzung animieren, etwa im Bereich der Unterhaltung die Funktion von Autoplay (ein neues Video wird automatisch abgespielt, wenn ein Video beendet ist) und bei Onlinespiel Mechanismen wie farming, loot boxing und raiding, welche von «harmonious passion» zu «obsessive passion» hinführen sollen (Park/Yap 2024). Im Bereich Kommunikation sind insbesondere der hohe Umfang und die hohe Taktung der Interaktionen zu nennen (Heeg et al. 2018; Külling-Knecht et al. 2024). Aufgrund der hohen Bindungskraft der digitalen Medien können sich Kinder und Jugendliche mit ihren (sich erst entwickelnden) medienbezogenen Fähigkeiten diesen Mechanismen nur schwer entziehen (Hajok 2023: 49 f.).

Es ist ausserdem festzuhalten, dass der Einfluss von Technologien nicht einheitlich ist. So kann etwa bei ängstlichen Jugendlichen die Suche nach Gesundheitsinformationen im Internet Stress verursachen, während andere keinen solchen Effekt erleben. Es ist entscheidend, *welche* Technologie *wie* genutzt wird, und nicht die Bildschirmzeit an sich (Smahel et al. 2025).

Chancen und Risiken sind untrennbar miteinander verbunden: Wenn Jugendliche Risiken minimieren, so schränkt dies auch ihre Teilhabemöglichkeiten ein, und mit einer erhöhten Teilhabe erhöhen sich auch die Risiken, denen Jugendliche begegnen (Heeg et al. 2018; Steiner/Heeg 2019). Während letztere die öffentliche Debatte häufig dominieren, betonen die Jugendlichen selbst meist stärker die Vorteile der Mediennutzung (ebd.).

Veränderte Bedarfe an Schutz und Förderung im Kontext von Digitalität

Die Digitalität erweitert den Schutz- und Förderbedarf von Kindern und Jugendlichen um eine bedeutende Dimension: In der digitalen Welt gibt es keinen abgrenz- und kontrollierbaren Schonraum, und jugendtypisches Experimentieren wird riskanter (Hajok 2023: 10 f.). Gerade vor dem Hintergrund der hohen Bindung der Jugendlichen an ihre digitalen Geräte und Anwendungen tragen auch die Erziehenden Verantwortung für einen angemessenen Schutz (Hajok 2025: 51). Dabei besteht ein Spannungsverhältnis zwischen der Agency von Kindern (siehe die Artikel 5 und 12 bis 15 der UN-Kinderrechtskonvention) und ihrem Recht auf Schutz vor Schaden und Ausbeutung, einschliesslich der Verletzung der Privatsphäre (Artikel 16) (Livingstone et al. 2024).

Wie soll mit rechtlichen Spannungsfeldern zwischen Kinderrechten umgegangen werden, wenn diese gleich wichtig sind, aber manche priorisiert werden müssen?

«[...] the Committee on the Rights of the Child emphasizes that while protection is needed for effective participation, participation is needed for children to learn to protect themselves.»
(ebd.: 15)

Der traditionelle Kinder- und Jugendmedienschutz zielt darauf ab, Kinder vor denjenigen medialen Inhalten abzuschirmen, welche aus Sicht der Erwachsenen Eigenverantwortlichkeit und Gemeinschaftsfähigkeit gefährden und damit die Persönlichkeitsentwicklung beeinträchtigen können. So müssen beispielsweise laut dem Schweizerischen Bundesgesetz Veranstalter von öffentlichen Anlässen, Detailhändler und digitale Plattformen für Filme/Videospiele dafür sorgen, dass Minderjährige vor Filmen und Videospielen geschützt werden, die ihre Entwicklung gefährden können. Diese Massnahmen sind jedoch nur begrenzt wirksam: So können sie beispielsweise nicht vor Gefahren im Rahmen von Interaktionen schützen, da diese nur begrenzt einsehbar sind (Brüggen et al. 2022: 230 ff.). Es wird deshalb zunehmend wichtig, dass Kinder und Jugendliche frühzeitig potenzielle Risiken kennen und konkrete Inhalte und Interaktionen einschätzen können (Hajok 2025: 51). Kinder und Jugendliche digital zu befähigen, muss daher als integraler Teil von Schutz verstanden werden (Brüggen et al. 2022: 267), und Jugendliche benötigen Begleitung darin, einen reflektierten Umgang mit digitalen Medien zu entwickeln (Hajok 2025: 51).

Wie diese Begleitung aussieht, muss jedoch sorgfältig definiert werden: Aus rechtlicher Sicht dürfen Schutz und Aufsicht nicht zu einer Verletzung der Kinderrechte führen. So verpflichtet der UN-Ausschuss für die Rechte des Kindes (Committee on the Rights of the Child 2021) Staaten dazu, Kindern Zugang zu digitalen Informationen zu ermöglichen und sie vor schädlichen Einflüssen im Digitalen zu schützen, ohne ihre Informations- und Meinungsfreiheit zu verletzen. Der Schutz soll nicht primär durch die Beschränkung des Zugangs zu digitalen Medien erfolgen. Auch der Europarat (Council of Europe 2018) betont die Bedeutung von Kinderrechten im digitalen Raum.

Erwachsene, die die Verantwortung für die Erziehung Heranwachsender tragen, sehen sich hier einem Spannungsfeld gegenüber: Einerseits sind sie auch im digitalen Raum dafür verantwortlich, dass Kinder und Jugendliche unversehrt bleiben und keinen Schaden bei anderen anrichten. Andererseits müssen sie die Selbstbestimmung der Kinder und Jugendlichen respektieren und gewähren. Denn grundsätzlich dürfen Kinder und Jugendliche selbstständig über ihre Persönlichkeitsrechte (Recht auf Würde,

Autonomie, freie Meinungsäusserung, gesellschaftliche Teilhabe, körperliche und seelische Integrität sowie Geheim- und Privatsphäre) entscheiden, wenn sie die Tragweite ihres Handelns verstehen und entsprechend handeln können (Heeg 2025). Eingriffe in die Grundfreiheiten und die Privatsphäre junger Menschen bedürfen einer rechtlichen Grundlage und müssen verhältnismässig sein (ebd.). Das gilt auch in öffentlich verantworteten Erziehungssettings und in Bezug auf (digitale) Medien (DigiPäd 24/7 2022: 17). Entsprechend lautet die drängende Frage: Wie können im digitalen Raum Schutz und Aufsicht für Kinder und Jugendliche verhältnismässig und nicht ausschliesslich durch eine Zugangsbeschränkung gewährleistet werden? Für Kinder und Jugendliche, die aufgrund von Selbst- oder Fremdgefährdung in einer stationären Einrichtung der Jugendhilfe oder der Jugendpsychiatrie sind und, stellt sich diese Frage besonders deutlich.

Erschwert wird die Ausgestaltung von Schutz und Befähigung durch generationale Unterschiede: Erwachsene und Jugendliche haben deutlich andere Ansichten über einen angemessenen Medienumgang junger Menschen und über deren Bedarf an Begleitung. Selbst wenn dies an einer möglicherweise sorglosen Einstellung junger Menschen zur digitalen Welt liegt (Hajok 2025: 52), belasten die unterschiedlichen Einschätzungen das Vertrauensverhältnis: Wenn Erziehende wenig Verständnis zeigen, moralisierend argumentieren und Schuldzuweisungen vornehmen, wenden sich Jugendliche mit ihren Fragen, Anliegen und negativen Erlebnissen lieber an Gleichaltrige (ebd.: 53). Dies ist auch empirisch belegt: Laut der Studie «EU Kids Online» sind Gleichaltrige bei belastenden Online-Erfahrungen die wichtigsten Ansprechpersonen von Jugendlichen (Smahel et al. 2020: 49).

Veränderte Anforderungen an die stationäre Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie

Kinder und Jugendliche in der stationären Jugendhilfe haben vielfältige Vulnerabilitäten bezogen auf digitale Medien (Pomey et al. 2025). Darum ist eine kompetente Begleitung des Aufwachsens und der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen im stationären Kontext ohne den Einbezug der digitalen Dimension nicht möglich. Kindern und Jugendlichen digitale soziale Teilhabe zu ermöglichen und ihre digitalen Kompetenzen im Sinne der Befähigung zu stärken, sind zwei wesentliche Aufgaben (Witzel 2020: 500 ff.; Schmid et al. 2019). (Sozial-)Pädagogik muss daher nicht nur analoge Lebensrealitäten begleiten, sondern auch digitale Erfahrungsräume pädagogisch erschliessen.

Mit Blick auf das digitale Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe braucht es eine Balance zwischen Schutz und Partizipation, ungeeignet sind «excessive control and punitive measures regarding digital media in residential care» (Pomey et al. 2025: 1).

Schutz und Selbstbestimmung als Spannungsfeld in stationären Einrichtungen

Ziel stationärer erzieherischer Hilfen ist es, die individuelle und soziale Entwicklung junger Menschen ergänzend zur Herkunftsfamilie zu fördern. Sie bieten im Kontext familiärer Belastungen oder Schwierigkeiten im/mit dem aktuellen Lebensumfeld, in akuten Krisen und bei erheblicher Gefährdung einen geschützten, strukturierten Lebensraum ausserhalb des Herkunftsumfelds. Die Einrichtungen tragen die doppelte Verantwortung, Schutz zu gewährleisten und gleichzeitig die umfassende Persönlichkeitsentwicklung der jungen Menschen zu fördern. Mit qualifiziertem Personal sollen sie ein sicheres und unterstützendes Umfeld schaffen, das alle Aspekte des Alltags berücksichtigt und auf den Unterstützungsbedarf der jungen Menschen abgestimmt ist (Gerodetti et al. 2024). Stationäre Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie sollen Orte des Schutzes, der Förderung und der Beteiligung sein. Sie sollen Räume für selbstbestimmte Entwicklungsprozesse und gesellschaftliche Teilhabe eröffnen, so dass die jungen Menschen ihre private, soziale, schulische und berufliche Gegenwart und Zukunft konstruktiv gestalten können. Durch die räumliche Trennung vom gewohnten Lebensumfeld und von der Herkunftsfamilie sollen Stabilität wiederhergestellt und Sicherheit gewährleistet werden, der Einfluss destruktiver Dynamiken begrenzt und Beziehungsarbeit in einem geschützten Umfeld ermöglicht werden. Auch sollen die Einrichtungen im Rahmen ihrer Aufsichtspflicht einer Fremdgefährdung begegnen.

Einrichtungen mit geheimer Adresse, wie sie etwa bei häuslicher oder sexueller Gewalt in Anspruch genommen werden können, bieten Schutz vor Verfolgung.

Kinder und Jugendliche in der stationären Jugendhilfe sind eine hoch belastete Gruppe und gehören zu den vulnerabelsten Gesellschaftsgruppen (Clark 2021; Schmid 2008). Viele dieser Kinder und Jugendlichen haben Vernachlässigung und Grenzverletzungen bis hin zu Missbrauch erlebt. Ungefähr zwei Drittel von ihnen haben psychische Probleme, bei einem von zwei Kindern und Jugendlichen bleiben sie bis ins Erwachsenenalter bestehen (Seker et al. 2022). Oft werden digitale Medien in dysfunktionaler Weise genutzt. Dies ist mit belasteten Lebenssituationen und aversiven Erziehungspraktiken verknüpft, wie sie bei den begleiteten Kindern, Jugendlichen und Familien häufig anzutreffen sind (Hajok 2023).

Digitale Technologien untergraben das Prinzip der räumlich-physischen Trennung von Gefahren: Smartphones ermöglichen die ständige Verbindung zum problematischen Herkunftsmilieu oder zu anderen Risikokontexten, unabhängig vom physischen Aufenthaltsort. «Digitale Medien entgrenzen die »Innenwelt« der 24/7-Einrichtungen und die »Außenwelt« um sie herum» (Kochskämper et al. 2020: 7). Ohne ein abgetrenntes und geschütztes »Drinnen« können externe Personen weiterhin Kontrolle und Einfluss ausüben oder Gewalt fortsetzen, und Jugendliche können selbst- oder fremdgefährdende Aktivitäten fortführen. Die Digitalisierung verändert daher die Schutz- und Aufsichtslogik stationärer Einrichtungen grundlegend.

Schutzeinrichtungen mit geheimer Adresse stehen darüber hinaus vor der Herausforderung, dass der Aufenthaltsort von Jugendlichen über Standortdaten, Metadaten oder durch einen unachtsamen Umgang mit Sozialen Medien leicht nachvollzogen werden kann.

Digitale Kompetenzen und lebensweltliches Verstehen digitaler Lebenswirklichkeiten

Die digitale Realität von Jugendlichen fundiert zu verstehen, ist unerlässlich, um die medialen Lebenswelten der Jugendlichen nachzuvollziehen und die damit einhergehenden Begleit- und Schutzbedarfe zu erkennen. Nur so können Fachpersonen junge Menschen angemessen begleiten und im Umgang mit digitalen Medien gezielt fördern (Hajok 2025, 2023; siehe auch Haage/Bosse 2020). Dabei gilt: Es ist eine herausfordernde »generationale Anforderung, eine nicht-verstehbare Welt zu verstehen« (Pulver 2023: 205).

Um Belastungen und Gefährdungen zu erkennen, ist es essenziell, dass die Fachpersonen in den Blick nehmen, warum junge Menschen im Umgang mit Medien und im digitalen Raum so handeln, wie sie es tun. Indem sie die Äußerungen der Jugendlichen als selbstbestimmtes Handeln wahrnehmen, lässt sich ihre jeweilige Subjektivität stärken. Das ermöglicht ihnen eine eigenständige Aneignung der digitalen Welt (Witzel 2018: 147).

Dafür benötigen die Fachpersonen auf zweierlei Ebenen digitale Kompetenzen: In der *beruflich-professionellen Dimension* geht es darum, dass sie mit Medien innerhalb des Handlungsfelds umgehen können. In der *alltäglichen-lebensweltlichen Dimension* müssen sie einen Umgang mit dem Medienhandeln der Jugendlichen im Alltag finden (Witzel 2020: 500 ff.). Dieses Verständnis ist fundamental. Es bildet die Grundlage für eine professionelle Beziehung und leitet das Handeln der Fachpersonen auf mehreren Ebenen.

Um ein tragfähiges Arbeitsbündnis aufbauen zu können, ist es zudem wichtig, Widerstände zu erkennen und zu bearbeiten. Sie entstehen, wenn Fachpersonen Bewältigungsmuster problematisieren, die von den Jugendlichen als sinnvoll erlebt werden. Das Arbeitsbündnis muss dabei immer wieder neu hergestellt und das Angebot auch dann aufrechterhalten werden, wenn Jugendliche über längere Zeit nicht darauf eingehen können (Wigger 2013: 162).

Medienpädagogische Aufgaben und Voraussetzungen für einen gelingenden Umgang mit digitalen Medien in stationären Einrichtungen

Damit die Bewältigung des Alltags in einer digitalisierten Gesellschaft gelingt, ist es notwendig, dass junge Menschen die digitale Sphäre verstehen, kritisch hinterfragen und aktiv mitgestalten können. (Sozial-)Pädagogik muss daher auch digitale Erfahrungsräume pädagogisch erschliessen. Nur so erhalten Kinder und Jugendliche das Rüstzeug, um digitale Medien selbstbestimmt, verantwortungsvoll und kompetent zu nutzen.

Wie lassen sich Schutz, Förderung und Beteiligung bezogen auf digitale Medien gewährleisten? Süß, Lampert und Trültzsch-Wijnen (2018) nennen fünf medienpädagogische Aufgaben:¹

Medienpädagogische Aufgaben

Bewahren: Das für förderlich Befundene erhalten und mit restriktiven Massnahmen vor dem schützen, was für gefährlich befunden wird.

Reparieren: Hilfen zur Verarbeitung von belastenden Medienerlebnissen anbieten.

Aufklären: Wissen über die Medienlandschaft vermitteln und (Selbst-)Lernangebote offerieren, um die Chancen und Risiken der digitalen Welt kennenzulernen.

Reflektieren: Zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Umgang mit digitalen Medien anregen.

Bewältigen: Bei der (gemeinschaftlichen) Bewältigung von Medienerfahrungen unterstützen, gleichzeitig Peers als wichtige Instanz stärken und im Alltag einbeziehen.

Handeln: Über initiierte Learning-by-Doing-Prozesse zum souveränen medienumgangsbezogenen Handeln befähigen (nicht nur konsumieren, sondern auch gestalten).

Stationäre Einrichtungen benötigen – neben der Anerkennung digitaler Lebenswirklichkeiten und einer offenen Haltung gegenüber digitalen Medien – eine angemessene Infrastruktur: Ohne stabilen Internetzugang, geeignete digitale Endgeräte sowie aktuelle Software gibt es keine digitalen Lern- und Erfahrungsräume. Die Ausstattung muss es den Jugendlichen ermöglichen, digitale Medien auf eine Weise zu nutzen, die ihren Lebensrealitäten und Entwicklungsaufgaben gerecht wird. Ein fachlich fundiertes und konsensual entwickeltes medienpädagogisches Konzept ist daneben ein wichtiger Orientierungsrahmen innerhalb der Einrichtung. Es schafft Transparenz, unterstützt eine gemeinsame pädagogische Haltung und ermöglicht die kontinuierliche Weiterentwicklung im Sinne fachlicher Standards (Hajok 2025, 2023). Wenn in einer Einrichtung kein Orientierungsrahmen für den Umgang mit dem Medienhandeln der jungen Menschen vorliegt, müssen die Fachpersonen notgedrungen auf ihre persönlichen Wissensstände und Standpunkte zurückgreifen (Kochskämper 2020: 10 f.)

Wie stationäre Einrichtungen aktuell mit digitalen Medien umgehen

Im Folgenden wird der Forschungsstand zum Umgang mit digitalen Medien in der stationären Jugendhilfe dargestellt. Zur Jugendpsychiatrie ist kaum entsprechende Forschung bekannt, laut den wenigen Publikationen wird in der stationären Psychiatrie der Medienzugang stark restringiert (Burke et al. 2020; Morris 2018). Vorhandene Publikationen zeigen sowohl positive als auch negative Folgen der Medienutzung für Jugendliche, die stationär psychiatrisch behandelt werden (Shafi et al. 2020; Weinstein et al. 2021; Nesi/Wolff 2019).

Zunächst ist festzuhalten, dass die Mediennutzung bzw. ihre Regulierung in der stationären Jugendhilfe als Teil des (organisationalen) pädagogischen Auftrags verstanden wird. In Internaten ist dies nicht der Fall (DigiPäd 24/7 2022: 15).

¹ Angelehnt an Hajok (2023) verstehen wir die Bereiche als Aufgaben medienpädagogischen Handelns. Hajok (2025: 115 ff.) erläutert im Detail diese Aufgabenbereiche für die Kinder- und Jugendhilfe.

Bezogen auf **Wissen und Handlungskompetenz** zeigen sich grosse Unterschiede. Die Fachpersonen in der MEKiS-Studie (Steiner et al. 2017) schätzten ihre Medienkompetenz insgesamt als eher hoch ein, wobei grosse Unterschiede bestanden. Auch der Wissensstand zu digitalen Medien war unterschiedlich (ebd.).

Fachpersonen, die nicht in einer digitalisierten Lebenswelt aufgewachsen sind, können das Medienhandeln von jungen Menschen nicht unbedingt «aus ihrem eigenen (auch fachlichen) Alltag heraus bewerten» (Witzel 2018: 147). So ist denn die **Haltung** vieler Fachpersonen bewahrpädagogisch und medien skeptisch (Witzel 2020: 502). In der stationären Jugendhilfe werden die jungen Menschen viel stärker als gefährdet betrachtet als beispielsweise in Internaten (DigiPäd 24/7 2022: 15). Der Blick auf den Medienumgang von Kindern und Jugendlichen nimmt vorwiegend Gefährdungspotenziale in den Fokus, es wird eine hohe digitale Vulnerabilität angenommen. Begründet werden die Gefährdungspotenziale mit dem Alter, aber auch mit der Biografie und der Lebenssituation der jungen Menschen (ebd.: 12). Zwar wollen die Fachpersonen den Jugendlichen Zugang zu digitalen Medien ermöglichen, doch sehen sie sich gleichzeitig in der Verantwortung, sie zu schützen und den Umgang zu reglementieren (Tillmann 2019). Im «Spagat zwischen Schutzauftrag und Lebensweltorientierung» (Hundenborn/Sussenburger 2018: 261) rücken die Potenziale digitaler Medien schnell in den Hintergrund und treten hinter die häufig vorhandenen medienbezogenen Gefährdungen bei stationär untergebrachten jungen Menschen zurück (Hajok 2025: 76; Kochskämper et al. 2020: 5). Oder, wie es eine Careleaverin pointiert ausdrückt, das Personal in der Jugendhilfe scheint «häufig eine totale Aversion gegen die Digitalisierung zu haben» (Erhard 2018: 132). Tatsächlich sehen es die Fachpersonen häufig nicht als Teil ihres Auftrags an, den Zugang zu digitalen Medien zu ermöglichen (Kochskämper et al. 2020). Auch Pulver (2023) fand in der stationären Jugendhilfe eine hohe Risikoorientierung: Digitale Medien werden als eine Welt beschrieben, in welcher die Jugendlichen Unterstützung durch die Fachpersonen brauchen. Zu viel Digitales sei gefährlich, es müsse zunächst eine Basis in der analogen, «normalen», nicht-künstlichen Welt geschaffen werden. Dabei werde tendenziell alles, was keinen erkennbaren Nutzen habe, als unnütz betrachtet. «Legitim erscheint Medienhandeln insbesondere, wenn es auf Bildung und Kompetenzen ausgerichtet ist» (Witzel 2020: 502).

Die Engführung auf die Risiken digitaler Medien führt zu einem starken Handlungsdruck, und es «bleibt eigentlich kein Raum in gesellschaftliche Aushandlungsprozesse einzusteigen und unterschiedliche Problemdeutungen Digitaler Medien zuzulassen oder zu entwickeln» (Pulver 2023: 301). Auch führt die Risikoorientierung dazu, dass die Fachpersonen das strukturell bedingte Risiko der digitalen Ungleichheit kaum im Blick haben und das Recht auf digitale Teilhabe nur unzureichend berücksichtigen (DigiPäd 24/7 2022: 12).

In der Schweizer MEKiS-Studie (Steiner et al. 2017) wurde in Bezug auf Haltungen eine grosse Heterogenität sichtbar: Etwa ein Drittel der Fachpersonen betrachtete digitale Medien in erster Linie als Gefährdung für Kinder und Jugendliche. Knapp zwei Drittel der Befragten sahen keinen Zusammenhang zwischen digitalen Medien und gesellschaftlicher Integration: Sie sahen in der Mediennutzung (eher) keine Chance zur gesellschaftlichen Integration für Kinder und Jugendliche. Als je medienkompetenter sich eine Fachperson einschätzte, desto positiver war sie gegenüber der Nutzung digitaler Medien in der Einrichtung eingestellt. Ganz offensichtlich bewirkt der risikofokussierte Blick der Fachpersonen auf das Medienhandeln junger Menschen (der unter anderem auf ein Fehlen eigener Digitalkompetenzen zurückzuführen ist), dass die Potenziale eines partizipativen Medienhandelns im Hilfealltag keine grosse Rolle spielen (DigiPäd 24/7 2022: 10 f.).

Kochskämper (2020: 11 ff.) fand zwei gegensätzliche Arten des Umgangs mit digitalen Medien vor: eine eher skeptische und eine eher offene Haltung. Die skeptische Haltung fokussiert die Risiken der Mediennutzung und betrachtet das Medienhandeln junger Menschen als verantwortungslos und risikoorientiert, als Reaktion werden restriktive Massnahmen eingeleitet. Die eher offene Haltung sieht in digitalen Medien vor allem Möglichkeiten, die jungen Menschen werden als «digital natives» mit (gewisser) Medienkompetenz angesehen. Ein Sich-Ausprobieren und die Suche nach Grenzerfahrungen werden dabei als Teil jugendlicher «Normalität» und Entwicklungsprozesse gesehen.

Die oftmals risikofokussierte Haltung spiegelt sich im institutionellen Alltagshandeln und in den Regelungen wider. In der Tendenz werden digitale Medien dabei in bestehende Handlungssysteme integriert,

sie bringen nicht per se eine neue Praxis hervor (Pulver 2023: 304). Im Alltag der Einrichtungen sind digitale Medien als Thema stark präsent. Laut MEKiS-Studie wird in den Teams häufig über die Thematik diskutiert – viele Fachpersonen wünschen sich mehr Austausch dazu –, und auch zwischen Fachpersonen und Kindern/Jugendlichen gibt es viele Gespräche über digitale Medien. Am häufigsten geht es dabei um die Mediennutzung für schulische Zwecke oder um Risiken (z. B. exzessive Mediennutzung), seltener geführt werden Gespräche zu kreativen und partizipativen Nutzungsweisen digitaler Medien. Die Gesprächshäufigkeit der Fachpersonen hängt von ihrer jeweiligen Medienkompetenz ab (Steiner et al. 2017). Im Projekt DigiPäd 7/24 beschrieben die Jugendlichen die Fachpersonen als distanziert und wenig interessiert an ihrem persönlichen Medienumgang. Nach Einschätzung der Jugendlichen erkennen die Fachpersonen den Kommunikationsbedarf und allfällige Probleme oftmals nicht, die Fragen und Nöte der Jugendlichen würden nur selten gemeinsam bearbeitet. Die Gespräche bezögen sich vorwiegend auf Risiken wie Mediensucht, sexualisierte Gewalt oder Verletzungen von Datenschutz und Privatsphäre. Insgesamt werde in den Hilfen zur Erziehung nur bedingt an die Lebenswelten der Adressat*innen und an die Bedeutung angeknüpft, die den digitalen Medien in diesen Lebenswelten zukommt (Witzel 2020: 502).

Die Jugendlichen stören sich an dieser Besorgtheit und an Vorurteilen Erwachsener und fühlen sich mit ihren eigenen Sorgen und Bedürfnissen nicht ernst genommen (Hajok 2025: 147). Sie wünschen sich mehr Gespräche, die an einer gemeinsamen Bearbeitung des Problems orientiert sind und sich nicht darin erschöpfen, dass ihnen gesagt wird, dass sie zu viel «am Handy hängen» (Hajok/Lange 2019: 25 f.). Die Bedürfnisse der Jugendlichen nach Unterstützung sind dabei heterogen. Manche benötigen bei negativen Onlineerfahrungen in erster Linie instrumentelle und informationelle Unterstützung, andere emotionale Unterstützung. Wieder andere wissen gar nicht, welche Rechte sie im digitalen Raum haben und wie sie diese durchsetzen können (Thiel/Lampert 2023).

Auch wenn die meisten Fachpersonen die hohe Relevanz digitaler Medien in jugendlichen Lebenswelten sehen und einen angemessenen und kompetenten Medienumgang der jungen Menschen anstreben, ist der Umgang mit Medien meist durch **Regulierung und Kontrolle** gekennzeichnet (Kochskämper 2020: 10). Laut Pulver (2023: 298) «eröffnet die Risikoorientierung den Fachpersonen gewissermaßen Handlungsspielraum [...]. Der Typ Schutz/Gefahrenabwehr konstruiert den eigenen Auftrag, regulierend einzugreifen und die Kinder und Jugendlichen dadurch vor den Gefahren Digitaler Medien zu schützen, eben aus diesem Aspekt der Risikoorientierung heraus.» Die Regelungen, z. B. zeitliche und räumliche Begrenzungen oder ein Verbot bestimmter Apps oder Medieninhalte, sind eine Antwort auf die Einschätzung, dass die jungen Menschen in der stationären Jugendhilfe als gefährdet wahrgenommen werden und ihre Mediennutzung und Verhalten im digitalen Raum im Alltag protektiv zu regulieren seien. Die Regelungen geben Handlungssicherheit im (sozial-)pädagogischen Alltag und klären die Verantwortung. So bestehen – im Gegensatz zu Internaten – klare Strukturen für die jungen Menschen, was ihre Mediennutzung anbelangt (DigiPäd 24/7 2022: 15).

Eine starke Regulierung des Medienalltags führt jedoch dazu, dass Jugendliche Sorgen und Belastungen im Kontext der Nutzung digitaler Medien gegenüber den Fachpersonen nicht artikulieren, sondern sich mit Hilfe des gezielten Umgehens der Regeln von den Fachpersonen unabhängig zu machen versuchen. Damit erschwert die Medienregulierung Prozesse der Verselbstständigung (Tillmann/Weßel 2022). Als besonders problematisch empfinden es die Jugendlichen, wenn Erziehende die Wegnahme oder die Einschränkung digitaler Medien als Sanktionsmittel auch für Regelbrüche in nichtdigitalen Bereichen einsetzen. Eine Wegnahme des Mobiltelefons ist dabei gewissermaßen die «Höchststrafe». Gerade wenn der Grund der Sanktion ausserhalb der Smartphonennutzung liegt, haben die Betroffenen wenig Verständnis dafür, und es kommt zu Auseinandersetzungen und Gegenwehr (Hajok 2025: 147).

Bezogen auf die **technischen und strukturellen Voraussetzungen** stationärer Einrichtungen für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene scheinen die Bedingungen in den deutschsprachigen Ländern unterschiedlich zu sein. In Deutschland wurde die Befürchtung geäußert, «im Kontext der Digitalisierung abgehängt zu werden. Oft ist die technische Ausstattung unzureichend, digitale Medien spielen eine untergeordnete Rolle und es existiert eine Technikaivität in der Praxis» (Kochskämper et al. 2020).

In der Schweiz sind hingegen die meisten Fachpersonen mit der technischen Ausstattung in den Einrichtungen zufrieden (Steiner et al. 2017). Laut Pulver (2023: 298) fehlen laut Einschätzung der Fachpersonen allerdings auch in der Schweiz die Ressourcen, um die neuen Aufgaben rund um das Thema digitale Medien anzugehen.

Zur **konzeptuellen Verankerung** der Mediennutzung in stationären Hilfen zur Erziehung sind nur wenige Daten vorhanden. Die MEKiS-Studie zeigte, dass etwa die Hälfte der Einrichtungen über konzeptuelle Grundlagen zur Medienthematik verfügt, wobei diese in unterschiedlichem Ausmass differenziert sind und aktualisiert werden. Unter einem medienpädagogischen Konzept wird zudem ganz Unterschiedliches verstanden: Die Konzepte reichen von einer Regelsammlung über die Festlegung von Aufgaben, Abläufen und Verantwortlichkeiten bis zu allgemeinen Haltungspapieren. Kinder und Jugendliche werden an der Erstellung dieser Konzepte nur selten beteiligt, und in vielen Konzepten fehlt eine Definition der Aufgaben und Zuständigkeiten. Ist ein medienpädagogisches Konzept vorhanden, betreiben Einrichtungen häufiger medienpädagogische Aktivitäten (Steiner et al. 2017). So ist es wenig überraschend, dass die Haltung der Einrichtung gegenüber digitalen Medien positiver eingeschätzt wird, wenn ein medienpädagogisches Konzept vorhanden ist und der Umgang damit gefördert wird (ebd.).

Das Projekt DigiPäd 24/7 fand sehr unterschiedliche Auffassungen darüber, welche organisationalen Erfordernisse aus der hohen Bedeutung von digitalen Medien erwachsen und wer für sie zuständig ist. Bei manchen Einrichtungen existiert kein organisationaler Rahmen für die Bearbeitung medienbezogener Themen. Andere Einrichtungen haben sich mit der Digitalisierung des Alltags auseinandergesetzt, die Zuständigkeiten geregelt oder medienbezogene Angebote aufgebaut. Jedoch bestehen häufig Schwierigkeiten mit dem Wissens- und Kompetenztransfer innerhalb der Einrichtungen. Insgesamt fühlen sich die Fachpersonen weitgehend auf sich selbst gestellt und vermissen ein einheitliches, konzeptionell verankertes Vorgehen. Ihr Handeln begründen sie alltagstheoretisch über ihre eigene Mediensozialisation, über Intuition und Alltagserfahrungen. Es scheint bisher keine fachlichen Standards oder einrichtungsübergreifenden professionellen Leitbilder zum Medienumgang zu geben (DigiPäd 24/7 2022: 16).

Eine Analyse von Dokumenten einer Erziehungshilfeeinrichtung zeigt einen Fokus der Dokumente auf eine linear-direktive Regulierung der Mediennutzung der Kinder und Jugendlichen (Feyer et al. 2022). Die Regulierung geschieht meist zeitlich und räumlich, manchmal auch inhaltlich (z. B. keine Fotos machen). Die Regulierung erfolgt über die Fachpersonen, welche die Deutungs- und Hoheitsmacht über adäquate und inadäquate Nutzung digitaler Medien haben. Chancen und Ressourcen digitaler Medien werden in den Dokumenten nicht thematisiert. In zwei Protokollen der «Arbeitsgruppe Mediennutzungskonzept» der Einrichtung zeigt sich allerdings eine Verschiebung zu einer stärker partizipativen Regulierung. Die Jugendlichen werden als Inhaber:innen von Rechten adressiert. Insgesamt sind in den Dokumenten dieser Einrichtung widersprüchliche Regulierungen enthalten, und es geht in der Grundstruktur um die Zuweisung von Verantwortung und Haftung (ebd.).

Im Rahmen des Projekts DigiPäd 24/7 kommt das Projektteam zu einem ernüchternden Fazit:

«Die Reaktion der Einrichtungen auf die Digitalität in Form von Regulierungen, die dabei vor allem linear-direktiv und ebenfalls weniger partizipativ angelegt sind, sowie die fehlende Reflexion, sowohl auf fachlicher Ebene als auch gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen, sind in Bezug auf die Teilhabe ebenso kritisch zu betrachten wie die fehlende Medienkompetenz und medienpädagogische Kompetenz der Fachpersonen sowie die teilweise Angewiesenheit der jungen Menschen auf die von den Einrichtungen zur Verfügung gestellte digitale Infrastruktur, die zumeist unzureichend oder eingeschränkt nutzbar ist.» (DigiPäd 24/7 2022: 16)

Daraus folgend wurden Empfehlungen zur Entwicklung einer analog-digitalen Organisationskultur formuliert (ebd.: 19 ff.):

- Entwicklung eines Leitbilds zu Rechten und Beteiligung junger Menschen im analog-digitalen Alltag
- digitale Ausstattung der jungen Menschen und der Gesamteinrichtung verbessern
- Chancengleichheit herstellen und Medienkompetenz fördern
- Mitarbeitende medienpädagogisch befähigen
- eine analog-digitale Kommunikation ermöglichen

Insgesamt zeigt sich, dass stationäre Einrichtungen noch nicht ausreichend differenziert auf die dynamischen Veränderungsprozesse im digitalen Umfeld eingestellt sind. Trotz der Anerkennung der Wichtigkeit des Themas fehlt es an fachlichen Standards und Leitbildern. Ein Fazit lautet, dass die Regulierungen oft direktiv sind, Reflexion fehlt und die digitale Infrastruktur unzureichend ist. Die Einrichtungen müssen gleichzeitig die digitale Infrastruktur, das professionelle Selbstverständnis und den alltäglichen Umgang mit Medien in den pädagogischen Prozessen weiterentwickeln (Gravelmann 2024: 124). Eine entsprechende Kultur und entsprechende Strukturen sind in den Einrichtungen eher nicht vorhanden. Der Digitalpakt für Kinder- und Jugendhilfe der Erziehungsfachverbände in Deutschland ist als Antwort auf diese Situation zu verstehen. Er fordert u. a. die Anerkennung der Bedeutung digitaler Medien als wichtige Sozialisationsinstanz, die Berücksichtigung erweiterter Risikolagen, die Anerkennung von Wissen, Erfahrungen und Kompetenzen junger Menschen im Umgang mit digitalen Medien durch die Fachpersonen und deren Berücksichtigung in (Lern-)Prozessen (Fachverbände für Erziehungshilfen in Deutschland 2021; vgl. Hajok 2025). In der Schweiz fehlt eine entsprechende Handreichung.

2. Das Projekt «re:connect»

Das Forschungs- und Entwicklungsprojekt «re:connect – Digitale Medien im Alltag von Jugendlichen in intensiv betreuten stationären Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie» befasst sich mit der Fragestellung, wie Jugendliche, die sich aufgrund von Fremd- oder Selbstgefährdung in stationären Einrichtungen befinden, digitale Medien nutzen können, sollen und dürfen.

Das Projekt wurde von 2024 bis 2025 vom Institut Kinder- und Jugendhilfe der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW in Kooperation mit dem BFF – Kompetenz Bildung Bern im Rahmen der MEKiS-Initiative durchgeführt. Ziel der Initiative ist die Entwicklung praxisorientierter Instrumente sowie rechtlicher und konzeptioneller Grundlagen für den professionellen Umgang mit digitalen Medien in der Sozialen Arbeit.

Die Studie wurde in acht Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie mit intensiv betreuten Settings in der Deutschschweiz durchgeführt. Die Einrichtungen umfassten Einrichtungen der stationären Jugendhilfe mit geschlossenen Wohngruppen (teilweise mit enger psychiatrischer Ausrichtung), Wohngruppen der Jugendpsychiatrie und Schutzeinrichtungen.

Es wurden qualitative Leitfadeninterviews mit insgesamt 36 Jugendlichen im Alter von zwölf bis 18 Jahren durchgeführt. Die Interviews wurden in den Einrichtungen durchgeführt und hatten eine Dauer von einer halben Stunde bis zu anderthalb Stunden. Zuvor hatten die Fachteams einen Flyer über das Forschungsprojekt verteilt, die Interessensbekundungen gesammelt und die Interviewtermine vereinbart. Die Leitfadeninterviews legten den Fokus auf den Umgang mit digitalen Medien in der Einrichtung. Einweisungsgründe und biografische Aspekte wurden nicht abgefragt.

Die Interviews wurden transkribiert und im Auswertungsprogramm Atlas.ti, angelehnt an die qualitative Inhaltsanalyse, codiert und kategorisiert.

In allen Einrichtungen wurde ein Gruppeninterview mit Mitgliedern der Fachteams geführt. Durchgeführt wurden diese Interviews von jeweils zwei Personen des Projektteams. Eine Person hielt die Aussagen auf Moderationskarten fest und machte in regelmässigen Abständen Zusammenfassungen. Abgestützt auf die Zusammenfassungen, wurden Grobtranskripte der Gruppeninterviews erstellt und um transkribierte Sequenzen ergänzt. Die Grobtranskripte wurden im Auswertungsprogramm Atlas.ti, angelehnt an die qualitative Inhaltsanalyse, codiert und kategorisiert.

In der Auswertungsphase diskutierte das Projektteam die Ergebnisse mehrfach mit einer Begleitgruppe (Barbara Leuenberger, Jürg Baumgartner, Leslie Burkhalter, Lorène Métral, Marco Micaglio aus den folgenden Organisationen: FoyerBasel, Integras, Mädchenhaus Zürich, Modellstation SOMOSA, Viktoria-Stiftung Richigen).

Zusätzlich zum vorliegenden Bericht besteht eine [Broschüre](#) mit Praxisanregungen für die (sozial-)pädagogische Arbeit in der stationären Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie.

II. EMPIRISCHE ERGEBNISSE: Wie Jugendliche in intensiv betreuten Settings digitale Medien nutzen wollen und dürfen

Im Folgenden werden die zentralen Ergebnisse der Studie *re:connect* dargestellt.

Kapitel 1 und Kapitel 2 nehmen die Jugendlichen in den Fokus. Kapitel 1 stellt die Mediennutzungsbedürfnisse von Jugendlichen in intensiv betreuten Settings vor. Kapitel 2 zeigt aus Perspektive der Fachpersonen und der Jugendlichen auf, in welcher Weise Jugendliche in intensiv betreuten Settings von digitaler Selbst- und Fremdgefährdung betroffen sind.

Kapitel 3 und 4 beschreiben den kontextuellen Rahmen und die institutionellen Reaktionen auf den Medienumgang der Jugendlichen. Kapitel 3 skizziert übergreifende Ergebnisse zum Umgang mit digitalen Medien in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie mit einer hohen Eingriffsintensität. In Kapitel 4 werden vier Regelungsmuster im Detail dargestellt.

In Kapitel 5 findet sich eine kommentierende Zusammenfassung der empirischen Ergebnisse.

1. Mediennutzungsbedürfnisse von Jugendlichen in intensiv betreuten Settings

Gerade in stationären Kontexten, wo Alltagsgestaltung, physische soziale Kontakte und persönliche digitale Freiräume häufig eingeschränkt sind, verbinden Jugendliche bedeutsame und vielfältige Bedürfnisse mit digitalen Medien. Sie sind im Anschluss umrissen.

Vorauszuschicken ist, dass Jugendliche in intensiv betreuten Settings in ihrem Medienumgang und den damit verbunden Bedürfnissen sehr unterschiedlich sind. Demnach gibt es nicht einfach *die* Mediennutzung von Jugendlichen in intensiv betreuten Settings.

Vielmehr sind die individuellen Bedürfnisse und Motive Jugendlicher entscheidend, um ihren Medienumgang zu verstehen: Welche Bedürfnisse werden in einem bestimmten Moment durch eine bestimmte Mediennutzung erfüllt? Dies ist zum Beispiel abhängig von der Tageszeit, der Alltagsstruktur, der jeweiligen Situation oder der aktuellen Gefühlslage. Um also den Medienumgang einordnen zu können, braucht es entsprechendes Kontextwissen. Oder, wie es eine Jugendliche formuliert:

«Man sollte versuchen, die Jugendlichen zu verstehen. Weil wenn Jugendliche viel öfter am Handy sind, dann hat das einen Grund. Es ist nicht immer ohne Grund. Okay, vielleicht nicht alle haben einen Grund, aber die meisten haben einen Grund.» (Chiara – 18)

Ein solcher verstehender, lebensweltorientierter Zugang eröffnet die Möglichkeit, das Mediennutzungsverhalten von Jugendlichen differenziert einzuordnen und sie bei der Entwicklung eines reflektierten und kompetenten Umgangs mit digitalen Medien zu unterstützen.

Im Folgenden werden die wichtigsten Online-Aktivitäten von Jugendlichen in intensiv betreuten Settings der Jugendhilfe oder Jugendpsychiatrie und die damit verbundenen Nutzungsbedürfnisse beschrieben.

Kontakt- und Beziehungspflege – Zugehörigkeit, Teilhaben und Anerkennung

Digitale Medien sind für die Jugendlichen ein bedeutender Teil ihres sozialen Lebens und der Beziehungsgestaltung. Kommunikations- und Social-Media-Plattformen dienen nicht nur der Organisation von persönlichen Treffen, sondern ermöglichen auch den täglichen und unmittelbaren Austausch. Insbesondere soziale Netzwerke wie Snapchat und Instagram sind zentrale Plattformen, um mit Peers in Kontakt zu bleiben und sich auszutauschen.

Die Kontaktpflege zum sozialen Umfeld ausserhalb der Einrichtung ist das mit Abstand am häufigsten genannte und emotional am stärksten gewichtete Mediennutzungsmotiv. In einer Situation, die sich

durch physische Trennung von Familie und Peers sowie durch eine hohe institutionelle Regulierung auszeichnet, fungiert das Mobiltelefon als essenzielle Brücke zur «Welt da draussen»:

«Ich würde sagen, jetzt gerade könnte ich nicht ohne Handy. Weil, ich bin halt nicht so in der Aussenwelt. Ich weiss halt nicht so was läuft.» (David – 15)

«Ich weiss, was die gerade machen zum Beispiel, oder ich weiss, wo die gerade sind.» (Aaron – 17)

Die existenzielle Bedeutung der Kommunikation wird auch in der Aussage dieses Jugendlichen deutlich:

«Kontaktpflege [ist] 100%. Alles. Das Wichtigste.» (Jonas – 17)

Auf digitalem Weg bleiben die Jugendlichen mit den wichtigen Bezugspersonen, mit Familie und Peers in Kontakt, mit denen sie physisch nur eingeschränkt Kontakt haben können. Der Stellenwert von digitalem Kontakt schlägt sich in ihrer Alltagsroutine nieder:

«Am Morgen, wenn ich aufstehe, meine Freundin schläft dann noch, schreibe ich ihr ‘Guten Morgen’.» (Mateo – 18)

«I: Es ist 5 Uhr und du bekommst dein Telefon. Was machst du mit diesem Telefon? Zuerst schaue ich, wer alles geschrieben hat. Ob meine Mutter geschrieben hat, ob etwas Neues ist. Der Kontakt ist für mich sehr wichtig, hier, halt auch zu pflegen.» (Celina – 16)

Allerdings halten einzelne Jugendliche bewusst Abstand zu ihrer früheren Peergruppe und nutzen den Einrichtungsaufenthalt dazu, Distanz zu bekommen:

«In meinem alten Umfeld hatte ich extra bewusst den Kontakt abgebrochen. Ich wollte aus diesem Umfeld heraus aus dem Kollegenkreis.» (Leon – 16)

Das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Teilhabe und sozialer Anerkennung ist eng mit der Nutzung von Sozialen Medien verknüpft. Beim Teilen digitaler Inhalte in Sozialen Medien erleben Jugendliche oftmals eine unmittelbare Form der Bestätigung. Durch Likes, Kommentare und positive Rückmeldungen erhalten sie Anerkennung – all das kann aber auch Druck auslösen und den Vergleich mit anderen fördern:

«Es macht halt schon Spass, mit Musik, und dann machst du Bewegungen dazu, postest es, bekommst Likes, bekommst Kommentare: ‘wow, du bist so schön’, oder so. Das macht halt schon glücklich, und es ist ein schönes Gefühl, aber es gibt immer eine zweite Seite.» (Elina – 14).

«Ich mache Bilder von mir. Wenn es schlecht ist, poste ich es nicht, wenn es gut ist, poste ich» (Emilio – 16)

«Ich mache selbst Leistungssport. Und vom Rudern her, die Ergometer-Zeiten lade ich immer hoch. Und sonst ein Trainingsvideo von mir.» (Leon – 16)

«Ich poste manchmal auch etwas. Wenn ich ein schönes Bild habe. Oder wenn ich mit Freunden bin, dann poste ich manchmal auch etwas und auf TikTok poste ich zwischendurch etwas.» (Laura – 15)

«Man macht es halt, um es den Leuten zu zeigen. Zum Beispiel in den Ferien. Der Hermant ist da gewesen. Man macht Fotos für jeden Scheiss. Obwohl es niemand interessiert, ist es einfach schön, wenn man denkt, es ist interessant.» (Hermant – 18)

Die digitale Präsenz und das Teilen eigener Inhalte ist für viele Jugendliche ein wichtiger Bestandteil der Peer-Kommunikation und dient der sozialen Verortung:

«Oder eine Story auf Insta. Ich mache gerade eine Story, wenn ich irgendwo im Ausland bin, dann muss ich eine Story machen. Das ist einfach ein Muss. Die Leute, die mich kennen, müssen wissen, wo ich bin. Im Ausland. Die müssen wissen, dass ich dort bin.» (Aaron – 17)

Die sogenannten «Flämmchen» (Streaks) sind ein machtvolles Belohnungssystem, das die ununterbrochene tägliche Kommunikation und damit die Kontinuität der sozialen Beziehung zum Ausdruck bringt. Für Jugendliche stehen diese Flämmchen für Vernetzung und das Interesse der Peers:

«Das [Flämmchen auf Snapchat] war für mich richtig bedeutend. Richtig, richtig. Wenn man das ja 24 Stunden nicht macht, dann gehen sie ja weg. Und wenn ich mein Handy mal nicht hatte und dann alles weg war, dann ist_ z.B. jetzt ist alles weg. Ich hatte ja über 300 Flämmchen oder so, mit jedem einzelnen. Jetzt ist alles weg. [...] Dass man mit diesen Personen so wirklich so vernetzt ist. Die schicken dir Bilder, du schickst denen Bilder. Die sind auch ein wenig interessiert. So würde ich sagen.» (Aaron – 17)

Zeitvertrieb, Unterhaltung und Vermeidung von Langeweile

Die Jugendlichen nutzen digitale Medien häufig als Zeitvertrieb, zur Unterhaltung und zur Vermeidung von Langeweile.

«Netflix habe ich auch immer geschaut auf dem Handy, manchmal wenn es mir langweilig war. [...] Eigentlich jeden Tag. Wenn ich nichts zu tun gehabt habe, dann war ich am Handy und schaute Videos und solche Sachen. Ich habe viel TikTok geschaut. Oder Insta-Reels. Videos einfach, die lustig sind, um zu lachen.» (Aaron – 17)

«Ich mache das [Subway Surfers] immer noch, wenn ich Langeweile habe, spiele ich das.» (Kilian – 12)

«Es ist langweilig ohne Handy. Früher habe ich jeden Tag TikTok geschaut. Wenn ich allein bin, schaue ich die ganze Zeit TikTok.» (Jonas – 17)

«Ja, sobald es mir langweilig war, habe ich mein Handy hingestellt und habe ein musical.ly gemacht. Das war eigentlich meine Beschäftigung. Ja.» (Elina – 14)

«Wenn es mir allzu langweilig ist, bin ich auf Social Media unterwegs. Meistens in der Freizeit einfach.» (Antima – 14)

So führen denn auch mehrere Jugendlichen Langeweile in der Einrichtung als Grund für die erhöhte Nutzung des Mobiltelefons an, besonders dann, wenn sie nicht nach draussen dürfen oder es an attraktiven anderweitigen Freizeitaktivitäten mangelt:

«Ich will nicht so mit den Jugendlichen auf Kurve gehen. Wegen dem halte ich mich eher so zurück und bleibe eben eher am Handy. Es ist einfach so, wenn ich jetzt so nicht am Handy bin, ist es mir halt schon langweilig, weil ich bin eigentlich nicht aus [Stadt]» (Victoria – 12)

«Ich bin jetzt mehr am Handy, habe ich das Gefühl. Falls ich mal nicht in den Ausgang gehen kann, wegen Verspätungen oder Arbeitsverweigerung.» (Abdul – 15)

Entspannung und Abendroutine

Digitale Medien sind für viele Jugendliche zentral für ihre Entspannung. Insbesondere Musik wird häufig genutzt, um zur Ruhe zu kommen, kreativ zu werden oder Gefühle zu verarbeiten.

«Ich höre viel Musik, um mich abzulenken, zum Zeichnen oder so» (Elina – 14)

«Oder wenn ich Gedichte schreibe oder so, dann brauch ich irgendwelche Geräusche, und dann höre ich Musik.» (Ronja – 17)

Auch Serien und Streaming-Angebote werden als Teil der digitalen Erholung beschrieben. Dabei steht weniger der Konsum als das bewusste «Chillen» im Vordergrund:

«Also, es ist wichtig, schon einfach mal so chillen, Netflix-Serien schauen oder so. Das ist auch spannend. [...] Ich kann jetzt nicht jeden Tag Netflix schauen. Aber dadurch hat es mehr Wert bekommen. Ich schätze es jetzt mehr. Wenn ich einfach so am Handy sein kann, schätze ich schon mehr. (Jannik – 14)

Für manche Jugendliche ist das Smartphone fester Bestandteil ihrer Abend- und Einschlafroutine. Musik oder Gespräche mit Peers helfen ihnen dabei, zur Ruhe zu kommen und negative Gedanken zu vertreiben, und begleiten sie in den Schlaf:

«Ja, ich habe so, so Schlafprobleme, am Abend habe ich oft Probleme mit so Depressionen und solchen Sachen, dann brauche ich Ablenkung, so, perfektes Timing fürs Handy. So ja, telefonieren mit Kollegen, um Ablenkung zu haben.» (Anna – 14)

Emotionsregulation

Die Möglichkeit, das Mobiltelefon jederzeit nutzen zu können, wird als unterstützend erlebt, um in belastenden Situationen zur Ruhe zu kommen. Das Mobiltelefon erfüllt dabei eine wichtige Funktion als persönlicher Rückzugsraum, der den Jugendlichen erlaubt, *«abzuschalten»* und sich kurzzeitig von emotionalen Belastungen oder Grübeleien zu distanzieren. Einige Jugendliche beschreiben die Nutzung digitaler Medien als eine Art bewusste *«Flucht»*, die zwar keine langfristige Lösung für persönliche Probleme darstellt, aber kurzfristig hilft, wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Sie sehen Soziale Medien als Möglichkeit, sich eine kurze Pause von den eigenen Gedanken zu gönnen:

«Verdrängen hilft nichts, aber manchmal braucht es das, wie um wieder damit klarzukommen. [...] Manchmal braucht man halt so ein bisschen diese Flucht. So ein bisschen Pause und so. Einfach nicht an seiner eigenen Welt rumstudieren müssen. Das ist einfach so eine Handy-Pause. Das ist einfach so: 'Lasst mich in Ruhe. Ich brauche jetzt einfach eine Pause'.» (Antonia – 17)

«Katzenvideos. Mir geht es schlecht, ich hatte einen Scheisstag. Ich setzte mich hin und zieh mir einfach eine halbe Stunde lang herzige Viecher rein, mit herzigen Hüten, und ja.» (Finn – 18)

Meist verwenden die Jugendlichen Inhalte wie etwa Musik oder spassorientierte Inhalte zur Ablenkung und Abschwächung von negativen Emotionen. Digitale Medien sind eine *«Ablenkung von negativen Gedanken»* (Anna – 14), *«eine Flucht, um wie das eigene Leben etwas zu verdrängen und so»* (Antonia – 17), *«mein Escape, da kann ich all meinen ganzen Stress vergessen und alles»* (Nanda – 14). Anderen Jugendlichen hilft der Medienkonsum dabei, nicht *«auf Kurve»* zu gehen.

Allerdings kann die Emotionsregulation über Zerstreuung auch negative Seiten haben. So flüchtet eine Jugendliche am Wochenende, ohne geregelte Tagesstruktur, in einen übermässigen Mediengebrauch und übermässiges Schlafen (bis zu 13 Stunden), *«um Dinge zu vergessen, das ist auch nicht so gut für mich»* (Anna – 14).

Manche nutzen digitale Plattformen bewusst, um sich mit belastenden Emotionen auseinanderzusetzen. Eine Jugendliche beschreibt, wie sie ihre Emotionen bewusst verstärkt:

«Wenn ich weiss, ok, jetzt habe ich so viele Gefühle und ich kann sie nicht loslassen, schaue ich mir Videos an, weil ich weiss, ok, die machen mich eher traurig, dann falle ich halt wirklich kontrolliert in dieses Loch und gehe dann wieder hoch, weil ich dann weiss, ok, jetzt kann ich dann wieder das machen, zum Beispiel irgendwie, kann ein paar Gedichte anschauen oder so oder irgendwie etwas anderes machen, dann komme ich wieder hoch.» (Ronja – 17)

Andere fühlen sich mit der Intensivierung von Emotionen überfordert. Am explizitesten benennt dieser Jugendliche negative Denkspiralen durch digitale Inhalte:

Wenn man so Depressionen hat, man schaut so halt Depressionen-Videos an. Insta macht es schlau, die zeigen es immer wieder, genau dasselbe, Depressionen, Depressionen. Das heisst, man kommt nie raus, wenn man etwas anderes geschaut hat, [...] je mehr du etwas anschaust, desto eher kommt es. [...] Ich schaue dann halt so Depri-Scheisse an, nachher ich denke so Shit, nachher geht es immer so weiter und weiter, es hört nicht auf. Das Handy ist halt, das_ das tut deinen Kopf entscheiden lassen, wie du dich jetzt fühlen sollst. (Hermant – 18)

(Gedankliche) Flucht aus der institutionellen Situation

Jugendliche in intensiv betreuten Settings nennen als weiteres Motiv für Mediennutzung, dass sie sich damit dem institutionellen Kontext entziehen. Das Mobiltelefon erlaubt ihnen damit eine kleine Flucht aus einem Zwangskontext:

«Und wenn ich im [Heim F] bleibe [statt in den Ausgang zu gehen], bin ich am Handy, weil, ich habe keine Lust mit den Jugendlichen, die hier sind, zu sozialisieren. Ich habe keine Lust, mit denen zu sein, weil ich habe die gar nicht gerne.» (Luan – 14)

«Man wird ignoranter. Man wird stur. Man ist auf eine andere Ebene. Handy, Handy, fertig. Er [der Sozialpädagoge] redet etwas, was mich komplett jetzt gar nicht interessiert. Ich schaue aufs Handy, schaue ihn nicht an, weil ich ihm ein Zeichen gab, geh einfach. Ich habe keine Lust.» (Hemant)

«Lieber sie sind am Handy oben im Zimmer und machen nichts, anstatt dass sie abhauen und kiffen gehen.» (Antonia – 17)

Gestalterische Nutzung

Für manche der befragten Jugendlichen sind digitale Medien wichtig, um sich kreativ auszudrücken und eigene Inhalte zu gestalten. Die Formen der gestalterischen Nutzung reichen von Musik- und Videoproduktion bis hin zu Programmierprojekten:

«Ich schreibe Texte. Die Beats, die ich selbst mache, auf meinem Handy. Die höre ich dann und dann beginne ich Texte zu schreiben. [...] Videos habe ich auch schon geschnitten – für Kollegen und so.» (David – 15)

«Wenn ich produktiv bin, auch wenn es mal ein bisschen zäh ist, wenn ich programmiere und es irgendwie nicht vorwärts geht, dann macht es trotzdem Spass, vor allem wenn man es dann geschafft hat.» (Elias – 16)

Informationen, Bildung und Inspiration

Digitale Medien dienen einigen Jugendlichen als zentrale Ressource für Information, Bildung und Inspiration. Gerade in einer Umgebung, die von externen Regelungen geprägt ist, bieten digitale Medien einen Zugang zu Informationen und ermöglichen die gezielte Verfolgung persönlicher Interessen und Ziele:

«Ich benutze es [das Handy], um Bewerbungen zu schreiben und ja Youtube und andere Dinge. Wenn ich zum Beispiel jetzt irgendetwas über einen Beruf wissen muss.» (Chiara – 18)

«Ich habe ganz viele Videos übers Fischen angeschaut.» (Elias – 16)

«Wenn ich etwas sehe und es mich interessiert, gehe ich auf Google oder sonst wo. Ich informiere mich, auch um zu schauen, ob es eine falsche Information ist oder nicht.» (Hannah – 16h)

«Sich auf Pinterest von anderen Leuten inspirieren lassen, zum Beispiel zum Zeichnen oder so. Auch sonst einfach inspirieren lassen.» (Antima – 14)

«Also wir reden hier schon mal darüber, so, schau mal, was ich gesehen habe oder so. Oder hey schau mal, voll ein cooles Rezept und so, was man irgendwie auf Insta oder so sah.» (Antonia – 17)

2. Digitale Selbst- und Fremdgefährdung bei Jugendlichen in intensiv betreuten Settings

Selbst- und Fremdgefährdung aus Sicht der Fachteams

Laut den Fachteams beinhaltet die Mediennutzung von Jugendlichen in intensiv betreuten Settings vielfältige Risiken der Selbst- und Fremdgefährdung. Im Folgenden werden die Themen erläutert, welche in den Interviews und Gruppendiskussionen viel Raum einnahmen.

Exzessive Mediennutzung

Ein zentraler Gefährdungsbereich liegt laut den Fachteams in der exzessiven Mediennutzung, verbunden mit Schwierigkeiten bei der Selbstregulation der Nutzung. Suchttendenzen seien weit verbreitet:

«Ich sehe bei vielen ein Suchtverhalten. Wir schauen auch manchmal die Bildschirmzeit an, und da erschrecken wir immer sehr, auch die Jugendlichen erschrecken immer sehr fest, das ist manchmal irgendwie 16 Stunden, und dann fragt man, 'wann schläfst du?', und 'du musst es ja abgeben, wie kommst du eigentlich auf 16 Stunden?', das geht ja eigentlich gar nicht. Und eben, sie können zum Teil nicht mehr Gespräche führen, sie können einem nicht mehr in die Augen schauen, sie können sich nicht mehr konzentrieren, das hat extrem nachgelassen, und gleichzeitig hat ADHS und Psychopharmaka, die verschrieben werden, extrem zugenommen, und ich sehe dies halt alles ein wenig im Zusammenhang.»

Die Jugendlichen seien von digitalen Reizen überflutet und fast nur an Digitalem interessiert. Oftmals seien sie auf bestimmte Aktivitäten fixiert und hätten wenig Interesse an Aktivitäten ohne Mobiltelefon: «Man muss immer wieder Angebote machen, sie 'rauszulocken' versuchen.» Dies gehe einher mit Schwierigkeiten in der Selbstwahrnehmung. Ein Fachteam meint, dass die Jugendlichen «sich nicht spüren», ein anderes, dass die Jugendlichen nicht in der Lage seien, in Kontakt mit sich zu kommen. So merkten die Jugendlichen auch nicht, dass sie zu viel am Mobiltelefon seien.

Die exzessive Mediennutzung geht laut den Fachpersonen häufig mit sozialem Rückzug einher. Die Jugendlichen seien schwer erreichbar, sie verbrächten viel Zeit allein und es falle ihnen schwer, eine Beziehung zu den anderen Jugendlichen und den Erwachsenen vor Ort aufzubauen.

Gewalthaltige Inhalte

Ein weiterer Gefährdungsbereich liege laut den Fachpersonen insbesondere bei straffälligen Jugendlichen im Konsum von «*verstörenden*» digitalen Inhalten und einer damit einhergehenden emotionalen Abstumpfung. So schauten die Jugendlichen etwa gemeinsam Videos von Enthauptungen oder der Erschiessung eines Menschen und behandelten dies wie Fiktion. Solche Inhalte vermittelten – algorithmisch verstärkt – eine gewaltorientierte Sicht auf die Welt. Auch untereinander werde digital Gewalt ausgeübt, etwa wenn beschämende Aufnahmen ohne Problembewusstsein und Sensibilität für die Integrität anderer konsumiert und weiterverbreitet würden: «Man macht sich gerne über andere lustig, nicht alle zum Glück, aber viele, und das macht die Runde.» Die Jugendlichen könnten dabei kaum zwischen legalen und illegalen Inhalten unterscheiden und produzierten beispielsweise pornografisches Material, «das völlig nicht ok ist». Dabei seien sie gleichzeitig naiv und abgestumpft und hätten ein verzerrtes Realitätsverständnis: «Der moralische Kompass ist manchmal spannend ausgerichtet.» Sie seien selbst in der Opferrolle gewesen, nähmen nun die Täterrolle ein und sähen nicht, was daran falsch sein sollte, «weil ich habe es ja selber so erlebt»

Für die Fachteams ist die Konfrontation mit solchen Inhalten sehr belastend: «Ich könnte so Sachen nicht anschauen», und die Fachpersonen fühlen sich unsicher, wie sie auf solche Inhalte reagieren sollen:

«Es ist ein Themengebiet, wo ich wenig habe. Dort merke ich mega fest, dass ich an Grenzen komme, ich weiss, es ist falsch, aber was kann ich denn machen, dort stehe ich dann an, und in solchen Situationen ist man dann schon auch fast sprachlos. Für sie ist es eine Trophäe, sie sind mega stolz darauf: 'das habe ich gemacht'.»

Bezogen auf gewalthaltige Inhalte beobachten die Fachteams insbesondere bei straffälligen männlichen Jugendlichen Gruppendruck und eine inszenierte Selbstdarstellung in sozialen Netzwerken. Diese Jugendlichen stellten sich als gewaltbereit, dominant und hartgesotten dar, der Wunsch nach Anerkennung auf Sozialen Medien verstärkte riskante Kommunikationsformen. Die digitalen Selbstdarstellungen ständen dabei zum Teil im Widerspruch zu vorhandenen Unsicherheiten. So könne *«ein harter Typ, immer Schlägereien und so»* von Paw Patrol zu Tränen gerührt sein, weil ihn das an seine Kindheit erinnere.

«In der Gruppe provozieren sie, aber individuell beschäftigen die Themen sie sehr, und sie kommen teilweise damit zu uns.»

Verstärkung einer Selbstgefährdung

Manche Fachteams beobachten problematische Aspekte in Zusammenhang mit einer Selbstgefährdung, beispielsweise durch den Konsum von Inhalten mit Bezug zu Selbstverletzung oder problematischen Körperbildern. Dies verstärkte sich durch thematisch geschlossene Gruppen in sozialen Netzwerken und algorithmische Verstärkungen. Auch sind laut einigen Fachteams Mobbing Erfahrungen weit verbreitet. Diese biografische Belastung präge die Jugendlichen.

Laut einem Fachteam sind insbesondere sozial isolierte Jugendliche suggestibel und gefährdet, online manipuliert zu werden.

«Und die Gefahr ist sehr gross, dass sie auch nicht wirklich unbedingt mit guten Leuten Kontakt haben, viele haben auch Freundschaften oder Beziehungen über das Handy. Und dann sagen sie, das ist mein Freund seit einem Jahr, aber sie haben ihn noch nie gesehen, und dann fragt man sich halt, ja.»

«Unsere Jugendlichen sind wahrscheinlich sowohl draussen als auch online überdurchschnittlich häufig Täter und Opfer.»

Als weitere problematische Aspekte der Mediennutzung der betreuten Jugendlichen nennen die Fachteams etwa die Organisation eines Substanzenkonsums, finanzielle Risiken durch Online- oder In-App-Käufe oder die Bestellung gefährlicher Gegenstände.

Geringe Medien- und Reflexionskompetenz

Insgesamt haben laut den Fachteams die meisten Jugendlichen eine geringe Medienkompetenz und einen unreflektierten Umgang mit digitalen Medien. Themen wie Datenschutz, Risiken im digitalen Raum und die Nutzung einfacher Alltagsanwendungen seien wenig präsent. Die Jugendlichen seien nicht in der Lage, etwa Fake News oder gefälschte Accounts zu erkennen, und die kritische Bewertung von Informationen sowie die Unterscheidung von legalen und illegalen Inhalten fielen ihnen schwer. Kenntnisse über rechtliche Rahmenbedingungen und Risiken seien oft schwach ausgeprägt. Das Elternhaus könne häufig nur begrenzt Orientierung bieten, da viele Eltern selbst nur über geringe digitale Kompetenzen verfügten. Laut einem Fachteam) seien die Jugendlichen oft emotional abgestumpft, sie entwickelten ein abweichendes Normalitätsverständnis und gingen schnell oberflächliche Onlinekontakte ein. Nur wenige Jugendliche verwendeten digitale Medien gezielt für ihre Interessen. Insgesamt mangle es den Jugendlichen an kritischer Reflexion und digitaler Urteilskompetenz.

Selbst- und Fremdgefährdung aus Sicht der Jugendlichen

Exzessive Mediennutzung

Das Thema der exzessiven Mediennutzung beschäftigt die Jugendlichen und wird in den Interviews umfangreich diskutiert. Etliche Jugendliche sprechen darüber, dass sie in der Vergangenheit oder aktuell Schwierigkeiten hatten/haben, ihre Mediennutzung zu regulieren. Die Jugendlichen haben zum Teil sehr hohe Nutzungszeiten und beschreiben, wie sie das Zeitgefühl verlieren:

«Ich hatte auch eine Zeit, wo ich nur noch am Handy war. Meine Mutter hat dann auch Bildschirmzeit gemacht. Und dann ist dann jeweils rausgekommen, dass ich 16, 17 Stunden, wenn nicht 18, 19 Stunden am Tag am Handy war.» (Elina – 14)

«Früher habe ich in die Schule geschwänzt und ging nicht in die Schule, zum YouTube schauen. Aber irgendwann dachte ich, ich muss aufhören mit dem Scheiss.» (Renas – 16)

«Ich war wirklich jeden Tag nur am Handy.» (Celina – 16)

«Ich bin so hart auf dem Handy beschäftigt, dass ich nicht mal die Aussenwelt realisiere.» (Hermant – 18)

«Nicht gut ist es, wenn man in den Sozialen Medien gefangen ist. Jeden Tag geht man direkt auf Snapchat, Instagram, TikTok. Man merkt es nicht einmal mehr. Man merkt es selber nicht mal mehr.» (Aaron – 17)

Dabei fühlen sich die Jugendlichen sowohl aufgrund der sozialen Erwartungen als auch der Algorithmen in Richtung Vielnutzung beeinflusst:

«Wenn ich schlafen gehe, denke ich, ich schaue bis um elf ein bisschen weiter, dann ist es automatisch zwei am Morgen, drei am Morgen. Snapchat, also die Kurzvideos. Das macht halt blöd. Es ist nur fünf Sekunden, es wird nicht langweilig, man geht weiter. Das ist halt schon abhängig. Man weiss einfach nicht, was man in dieser Zeit macht.» (Hermant – 18)

«Es ist fast wie eine Sucht, wenn man am Morgen aufsteht und bereits auf TikTok geht so. Auf Insta, was halt die anderen für Storys machen oder so. Das ist halt Alltag geworden, irgendwann. Dann macht man es einfach, eben, damit man einfach mal geschaut hat, ja.» (Aaron – 17)

Die Grenze zwischen «süchtig» und «nicht süchtig» ziehen die Jugendlichen bei einem Kontrollverlust, den sie daran erkennen, dass andere Lebensbereiche deutlich leiden:

«Manchmal übertreibe ich es vollkommen. Aber manchmal kann ich mich zurückhalten. Ich bin stolz, wenn ich mit jemandem rede oder wenn ich etwas am Machen bin, dass ich nicht die ganze Zeit so bin [hält Handy vor Gesicht].» (Samuel – 15)

«Ich habe beide Seiten. Einerseits habe ich einen sehr verantwortungsvollen Umgang. Ich mache keinen Scheiss mit dem Handy. Ich schaue, dass ich es sinnvoll benutze, auf der einen Seite. Und auf der anderen Seite ist es eben das, dass ich plötzlich zwei bis drei Stunden auf Instagram bin, weil ich die Zeit vergesse. Ich würde sagen, es ist nicht so optimal, wie ich es mache. [...] Wenn ich eine Bildschirmzeit von sechs Stunden sehe, dass ich mir dann so Fragen habe. Die ganze Zeit ist einfach weg. Ich habe in dieser Zeit nichts gemacht, nichts. Das ist so ein bisschen, eigentlich ein bisschen schade.» (Leon – 16)

Es war alltäglich. Es war nichts Spezielles. Man hat auch die Familie vielleicht vernachlässigt, weil man mehr mit anderen geschrieben hat. Oder man war fixiert auf andere Dinge, wie Soziale Medien einfach (Aaron – 17)

Manche der Jugendlichen, die sich kritisch mit ihrer Mediennutzungszeit auseinandersetzen, stellen ihre Erfahrungen in einen Kontext von «früher» und «heute»: «Früher» war die Nutzung problematisch, «heute» ist sie positiver. Einige Jugendlichen äussern, dass sie in der Einrichtung einen

ausgewogeneren Umgang gefunden hätten. Insbesondere eine verordnete digitale Auszeit habe ihnen gemäss ihrer Selbsteinschätzung geholfen, ein Verhalten zu verändern, das sie selbst als problematisch beurteilen:

«Ich habe den Umgang gelernt mit dem Handy. Dass ich nicht mehr die ganze Zeit, weil, ich war handysüchtig gewesen. Ich bin die ganze Zeit an meinem Handy gewesen. Jetzt konnte ich das hier lernen. Das ich auch mal das Handy weglegen sollte. Ja. Dass ich einen guten Umgang habe. [...] Ich weiss nicht. Früher musste ich immer erreichbar sein. Jetzt kann ich gut sagen, ich schalte einfach mal ab. Jetzt, es juckt mich nicht mehr so fest. Was andere machen, andere schicken mir Videos, wie sie im Club sind, und jetzt denke ich mir, ich verpasse es, aber egal. Es gibt noch andere Anlässe, andere Dinge, bei denen ich dabei sein kann. Egal.» (Hannah – 16h)

Andere Jugendliche machen ihren Veränderungsprozess nicht an der Regulierung fest:

«Ich war früher extrem abhängig von solchen Spielen. Ich habe meine PS geliebt. Ich war die ganze Zeit in meiner Freizeit am Spielen und nicht am Lernen. Ich glaube, ich bin da etwas herausgewachsen. Ich finde den Reiz nicht mehr so am stundenlangen Spielen. [...] Allgemein, gamen, ist eigentlich komplett der Realität entfliehen. Es ist zwischendurch schön, aber es muss für mich nicht jeden Tag sein. [...] Ich habe irgendwann gemerkt, dass es eigentlich gar nichts bringt. Ich habe gar nichts davon. Ich verdiene weder Geld noch bringt es mir etwas. Noch gibt es mir etwas, es frisst einfach meine Zeit weg, es nimmt meine Zeit weg. Für alles andere, wo man Zeit investieren kann, hat man plötzlich keine Zeit mehr, weil nur das wichtig ist. Das ist eigentlich ein Fluch.» (Leon – 16))

Insgesamt haben viele Jugendliche ein klares Risikobewusstsein (wenn auch nicht unbedingt eine gelingende Umgangsweise) bezogen auf übermässige Mediennutzung. Entsprechend oft nennen die Jugendlichen auf die Frage, ob sie Tipps für andere Jugendliche haben, eine Begrenzung der Bildschirmzeit:

«Mein Tipp wäre, wenn du mit Freunden bist, sei nicht die ganze Zeit am Handy. Das ist komisch. Wenn du nur am Handy bist, kannst du ja gleich zu Hause bleiben. Wenn du eh nur am Handy bist.» (Jannik – 14)

«Nicht zu viel am Handy sein.» (Emilio – 16)

«Am besten so wenig wie möglich Social Media benutzen. Weil es dich einfach mega ablenkt, von dem, was du machen willst, eigentlich.» (Elina – 14)

Eine Jugendliche, die die medienfreie Zeit in einer geschlossenen Wohngruppe für sich als prägend erlebte, geht noch weiter und empfiehlt, auch wenn das «*extrem schwierig*» sei, bewusste Pausen vom Mobiltelefon:

«Ich würde jedem raten ein halbes Jahr ohne Handy. [...] Es muss auch nicht für immer sein, einfach vielleicht ein halbes Jahr abschalten, und schauen, was nach dem halben Jahr alles mit dir selbst passiert ist.» (Hannah – 16h)

Es ist festzuhalten, dass eine ganze Reihe von Jugendlichen dezidiert betont, den eigenen Medienumgang gut selbstständig regulieren zu können:

«Ich bin natürlich viel dran. Aber ich bin ja nur dran, weil es mir guttut. Und wenn es mir nicht guttun würde, würde ich nicht dran sein. Es macht mir Spass, deswegen bin ich dran. Wenn mir jetzt wirklich nichts Spass machen würde, dann würde ich sagen, gehe ich lieber raus als hier am Handy zu sein.» (Chiara – 18)

«Ich habe kein Abhängigkeitsverhältnis zu Medien. Das heisst ich kann auch ohne sie leben. Und ja, ich habe kein enges Verhältnis zu meinen Medien.» (Elias – 16)

«Ich glaube, ich habe schon früh genug gelernt, dass das Handy nicht der ganze Lebensinhalt ist. Für andere Jugendliche ist das Handy ein Muss. Für mich ist es halt nicht ein Muss, es ist einfach schön, wenn man es hat.» (Leon – 16)

«Ich bin kein Handysüchtiger.» (Emilio – 16)

Gewalthaltige Inhalte

Etliche männliche Jugendliche beschreiben gewalthaltige Inhalte, die sie selber produzieren und/oder konsumieren, etwa Schlägereien, die gefilmt und gepostet werden. «Verstörende» Inhalte, wie sie die Fachpersonen beschreiben, sind dabei aber weniger Thema als vielmehr grenzüberschreitende Inhalte unter Jugendlichen:

«Manchmal schaue ich Videos, die nicht gut sind. Ich bekomme Videos geschickt, wo jemand geschlagen wird. Ich schaue das. Oder Insta-Reels, wo Leute plötzlich einen Unfall machen. Über Autos springen oder so einen Scheiss. Das finde ich nicht gut.

I: Wie fühlst du dich, wenn du ein Video siehst, das nicht gut ist für dich?

Ich lache. Wenn es lustig ist. Wenn jemand auf Skateboard über die Rampe springt und dann umknickt, und sein Fuss umknickt. Dann lache ich schon, wenn er so 'ahh' macht.» (Samuel – 15)

«Sie sollen keine Scheisse mit dem Handy machen. Ja, einfach den Scheiss, wie soll ich das sagen. Es ist mal ein Video herumgegangen von einem Bub. Er hat in dem Video seinen Finger in sein Arschloch gesteckt. Und herumgetwerkt. Nackt. Und hat gesagt_ einfach so einen Scheiss nicht konsumieren. Weil als sie mir das Video geschickt haben, ich habe es gerade gelöscht. Wenn die Polizei mein Handy anschaut, dann ist es das gewesen. Es ist einfach so eklig, wenn du so ein Video geschickt bekommst. Einerseits ist es komisch, weil du die Person kennst. Andererseits ist es einfach so eklig. Sie wollen auch nicht von Ihrem Freund oder Freundin irgendwelche Körperteile sehen. Ich bin durchgedreht, als ich das Video gesehen habe. Ich habe gefragt, warum du mir das schickst. Ich habe meinen Freund richtig angefixt. Ich habe gesagt, was läuft bei dir falsch. Einerseits musste ich halb lachen. Weil es komisch ist. Einerseits bin ich halb durchgedreht.» (Samuel – 15)

«Es gibt auch Jugendliche, die machen dumme Faxen mit PC, wirklich so Kinder-Scheiss. Die machen Pornos an, dass es so stöhnt. Weil das lustig ist. Aber es ist ja nicht mal lustig. Keiner lacht. Ich schwöre, keine Jugendlichen lachen. Die machen so Sachen. Ein paar sind etwas jünger.» (Mateo – 18)

Insgesamt gehen die Jugendlichen, verglichen mit anderen Themen, wenig auf grenzverletzende Inhalte ein und beschreiben auch nur oberflächlich, was sie für sie bedeuten. Am explizitesten tut dies ein Jugendlicher:

«Es ist halt, du siehst auch mega viele solche Dinge, die dich mitnehmen oder wo du dir nachher Gedanken darüber machst.

I: Und wie gehst du damit um, wenn dich etwas mitnimmt?

Keine Ahnung ich_ Wie soll ich jetzt das erklären. Ich bin ein eiskalter Mensch. Und es ist so, wenn ich etwas sehe, 90% der Dinge, die ich im Internet sehe, sind eh nicht echt, ist von keine Ahnung wem erfunden. Und darum ist so, nimmt mich das wie nicht so mit.» (Ben – 17)

Die Frage nach der Legalität oder Illegalität von Inhalten wird von den Jugendlichen kaum gestellt.

Aggressionen und Streit

Mehr Raum nimmt das Thema Onlinekonflikte ein. Diese sind laut den Jugendlichen omnipräsent. Meist bleiben die Beschreibungen vage, Beschimpfungen und Ausgrenzungen scheinen für viele Jugendliche zum Grundton von Onlinekommunikation zu gehören. Das Phänomen genau zu benennen, ist schwierig. Viele Jugendliche sehen sich nicht als direkt betroffen an und verorten implizit eine gewisse (Mit)Verantwortung bei den Betroffenen.

«Ich würde sagen, die Generation ist am Arsch, aber vielleicht sehe ich das auch falsch. [...] Keine Ahnung es ist halt, wenn du jemandem nicht gleich zurückschreibst innerhalb von einer Sekunde, dann fängst du nachher erst mal an zu streiten, weil du nicht gleich geantwortet hast, und ich finde das einfach, das ist so krank.» (Ben – 17)

«Es gibt schon Nachteile. Ja, eben, so mobben, so wenn man so_ also jeder sieht peinliche Sachen anders, aber zum Beispiel, wenn jetzt jemand etwas postet, was er lustig findet, aber andere Leute nicht, dann wird er ausgelacht und so. So Nachteile gibt es auf jeden Fall. Aber ja, wenn man eigentlich weiss, wie benutzen, dann kommt man gut durch.» (Samir – 16)

Aus den Beschreibungen der Jugendlichen lässt sich eine teilweise Normalisierung von Aggressivität ableiten. So beschreibt ein jugendlicher Telefonate mit Freunden:

«Mit Kollegen telefonieren und so. Lustig haben. [...] Ein paar Mal, als wir so am Zigaretten rauchen waren, hat er die ganze Zeit so: 'Ich hoffe, du erstickst bei deinen Zigaretten, ich hoffe, du fliegst auf die Fresse, wenn du rausläufst'.» (Kilian – 12)

Einige Jugendliche mahnen in ihren Tipps für andere Jugendliche dazu, keine gefährlichen oder peinlichen Inhalte zu produzieren oder zu verbreiten:

«Ach, dass sie keine Scheisse, mit dem Handy machen. [...] Ja, einfach den Scheiss, wie soll ich das sagen. Einfach so einen Scheiss nicht konsumieren.» (Samuel – 15)

«Aufpassen, was man postet.» (Elion – 16)

Einige weibliche Jugendliche erzählen von Vorfällen, die sie selbst betreffen. So erlebte eine jugendliche Mobbing, das von einem unbekannten Account ausging. Auf Nachforschung der Polizei hin liess er sich einer Person zuordnen, mit der sie Streit hatte. Eine andere Jugendliche beschreibt eine Situation, in der sich aus einem 'peinlichen' Bild eine langfristige Ausgrenzung entwickelte:

«Ja oder, Cybermobbing ist auch ein grosses_ weil ich war halt mehr oder weniger mal Opfer von dem. Ich war mal am Weinen, mir ging es schlecht, und die haben Fotos davon gemacht. Ich habe sie gebeten, das zu löschen. Es wurde nie gelöscht. Und die sind dann halt wieder versendet worden. Alle haben gelacht über die Fotos. Ja, und das ist Scheisse, es ist unmöglich, sie zu löschen. Vor ein paar Monaten habe ich halt auch herausgefunden_ das Foto ist vor vier, ja drei, etwa drei Jahren gemacht worden. Und Leute, die ich nicht einmal richtig kenne, hatten das Bild von mir. Das hat mich schockiert. Die waren so, 'bist du das?' Jemand, den ich nicht kenne, kommt zu dir mit einem Foto, von dem du gehofft hast, dass es nicht mehr existiert. Das ist dann ein wenig traumatisierend. Und es haben wahrscheinlich mehrere hundert oder tausend Kinder, haben jetzt schon das Bild, aber egal.» (Anna – 14)

Insgesamt zeigen sich grosse Unterschiede zwischen den Jugendlichen. Männliche Jugendliche im Strafvollzug reflektieren ihren Umgang mit gewalthaltigen Inhalten eher selten kritisch. Sie konsumieren sie zur Unterhaltung, wenn auch manchmal mit einem gewissen Unbehagen. Für weibliche Jugendliche, die Mobbing erlebt haben, sind diese Erfahrungen prägend und haben vielfältige Auswirkungen:

«Ich habe halt auch viele Sachen erlebt, die nicht so gut waren, ich meine, dass ich immer runtergemacht wurde und so, und daraus habe ich halt wie gelernt, wie ich damit umgehe und was ich preisgebe von mir und was nicht. Und ich habe halt dort mich selbst gefunden und gemerkt, okay, das ist eine Seite von mir, die ich so preisgeben kann, die eigentlich unpersönlich ist, für Menschen, die mich nicht kennen, und das ist meine verletzte Seite, die die Menschen, die mir wichtig sind, kennen dürfen.» (Ronja – 17)

Sexualisierte Übergriffe und Verkauf von sexualisierten Inhalten

Einige weibliche Jugendliche haben Erfahrungen mit dem Verkauf von sexualisierten Inhalten. Andere haben Erfahrungen mit Grooming und sexuellen Übergriffen gemacht oder lassen dies ganz versteckt anklingen. Auffällig ist die Abgeklärtheit, mit der sie auf sexuelle Belästigung zu sprechen kommen:

«Ein Typ, wenn er mit dir redet, online, nur über 18+, dann heisst das, er will nur mit dir 18+, und er wird nichts Ernstes mit dir. Aber wenn ein Typ mit dir normal redet, und das Thema nicht mit dir aufmacht, dann ist er, ist es eine gute Person. Und wenn er gleich am ersten Tag schon 18+, aufmacht, und mit dir nur 18+ reden wird, und wenn er dich, nach dem 18+, nicht einmal mit dir weiterredet, oder mit dir nichts macht, dann ist er sowieso nicht der richtige Typ. Das ist nur ein Typ, der dich ausnutzen will, für Fotos, Videos, und fertig. Mach einfach nichts, wenn du merkst, er möchte von dir Videos und möchte das, blockier ihn, fertig, Schluss, du musst nicht mehr weiterreden. Fertig. [...] Ausser das gefällt dir. Dann passt das. Wenn du ausgenützt werden willst, kannst du machen, was du willst.» (Chiara – 18)

Über eine App, in der man sich mit unbekannten Personen trifft, sagen Jugendliche Folgendes:

« Zum Teil sind es echt korrekte Leute, Leute, die auch nur reden und es lustig haben möchten. Aber manchmal sieht man auch alte Säcke, die ihre Schwänze zeigen. Wenn ich das sehe, swipe ich direkt weiter und melde es.» (Hannah – 16)

Keine Ahnung, ob Ihnen Sugardaddy etwas sagt. So viele Leute schreiben dich an, und dann sagen sie mir, wenn du das und das machst, schicke ich dir Geld. Und ich glaube schon, dass es Leute gibt, die auf das reinfallen. Ich bin auch schon mal in so etwas reingefallen.» (Sara – 15)

Laut einer der Jugendlichen ist das Verkaufen eigenproduzierter sexualisierter Inhalte unter den weiblichen Jugendlichen in ihrer Einrichtung weit verbreitet, da dies die einfachste Möglichkeit sei, zu Geld zu kommen:

«Was Frauen betrifft, viele Frauen, wenn sie irgendwelche Geldprobleme haben, fangen an irgendwelche Bilder zu verkaufen auf die Schnelle. Oder machen irgendwelche Treffen mit alten Säcken ab. Wenn du dringend Geld brauchst, findest du immer jemanden. Du kannst immer einem Typen schreiben, hey ich schicke dir das und das, wenn du mir 300 Fr. schickst. [...] Wenn du Geld willst, du kannst irgendwie Sugardaddy eingeben und es kommen 10'000 Typen, die dir vorgeschlagen werden. Es geht echt schnell.» (Hannah – 16)

Sie selbst habe einmal ein Foto ihres Fusses verkauft, und einmal habe sich mit jemandem getroffen:

«Was ich auch einmal gemacht habe, ein Typ hat mir 1000 Fr. gegeben, für dass, dass ich einfach mit ihm draussen bin. Ich habe nichts mit ihm gemacht, er hat das auch nicht verlangt. Er wollte einfach meine Aufmerksamkeit. Er wollte einfach, dass ich bei ihm bin. Da hatte ich echt Geldprobleme gehabt. So tief bin ich dort gesunken.» (Hannah – 16)

Eine andere Jugendliche erzählt ebenfalls, dass sie um ein Bild von ihrem Fuss gebeten worden sei und dafür 1000 Franken geboten bekommen hätte: *«Dann habe ich gedacht, hä? Ok. Ich habe gedacht, das ist mein Fuss, ist mir doch egal.»* Nachdem sie das Bild geschickt habe, sei sie allerdings blockiert worden und habe das versprochene Geld nicht erhalten. Sie meint dazu lapidar: *«Jetzt hat er das Bild von meinem Fuss, viel Spass mit dem»* (Sara – 15).

Auffällig ist, dass zwei Jugendliche aus derselben Einrichtung das identische, unverfängliche Beispiel von einem Fussbild beschreiben, welches beide gegen Entgelt verschickt hätten. Explizite sexuelle Handlungen gegen Entgelt hingegen werden nur in Bezug auf Dritte beschrieben:

«Meine Cousine, sie hat mir letztthin erzählt, dass sie sich mit einem Typ getroffen hat. Er hat ihr 1000 Fr. gegeben, für dass, dass sie ihr Loch ihm hält. Es geht zwar schnell, du kannst so schnell Geld machen, aber nein, nein, ich würde mich so dreckig fühlen.» (Hannah – 16)

Prostitution mit Körperkontakt, *«einfach hinhalten, einfach Beine aufmachen, nachher einfach rein und ja»*, mache unter den Jugendlichen im Heim jeweils die Runde. Die betroffenen Jugendlichen nahmen es zwar *«easy, von aussen, aber wenn man reinschaut, dann glaube ich schon, dass sie sich fett schämen. Weil ich glaube das ist etwas extrem Peinliches»*. So scheinen in dieser Jugendgruppe sexuelle Handlungen gegen Entgelt gleichzeitig sowohl normalisiert als auch stigmatisiert zu sein.

Auch die Weitervermarktung und damit Ausbeutung von sexuellen Inhalten wird erwähnt:

«Wenn ein Typ Bilder von einer Frau zugeschickt bekommt, dann verkauft er die Bilder weiter. Ich kenne einen, er hat sehr viele Videos. Er hat alles Mögliche. Er verkauft auf Onlyfans die Videos und Bilder von den anderen Frauen. Er macht echt viel Geld damit. Ich finde es nicht korrekt, weil die Frauen wahrscheinlich nicht wissen, dass Bilder verkauft werden. Aber ja, sein Ding halt.» (Hannah – 16)

Eine Jugendliche erlebte einen sexuellen Übergriff durch einen Onlinekontakt. Sie lässt erst ganz versteckt anklagen, sie habe im Heim *«so Sachen gelernt, wie sexuelle Übergriffe und solche Sachen»*, und ihre Mutter habe ihr gesagt, sie solle in Posts ihr Gesicht nicht zeigen. Sie sei damals *«noch ein bisschen klein»* gewesen. Auf Nachfrage, ob sie noch mehr dazu sagen könne, beschreibt sie folgenden Vorfall:

«Also, *ebe» früher habe ich vielen Menschen so gefolgt. Und dann sagen wir, es gab Kevin. Und der hatte ein Profil, wo er irgendwie 15 oder 16 Jahre alt war. Nachher war, es war ein Mann, der 30 oder 40 Jahre alt war. Und so habe ich halt mega schlechte Erfahr_ also ich habe mich dann mit ihm getroffen und so und nachher habe ich schlechte Erfahrungen gemacht. [...] Ja und dann sind eben Dinge passiert, mit sexuellen Übergriffen. Nachher bin ich zum Arzt gegangen, dann das alles.» (Elina – 14)

Sie bringt im Anschluss zum Ausdruck, wie schwierig es für sie gewesen sei, den Vorfall gegenüber dem Fachteam zu erwähnen. Sie habe dafür die Ermutigung durch eine andere Jugendliche gebraucht. Und aufgrund der daraufhin in Gang kommenden «Maschinerie» fühlt sie sich im Nachhinein in ihrer Einschätzung bestärkt, dass Gleichaltrige sie besser verstünden:

«Ja. Und das Ding ist, wenn du halt mit einer Jugendlichen über solche Dinge redest, sie, sie tut so, wie so, verstehen und sie tröstet dich auch und so Sachen. Und bei den Erwachsenen ist es direkt so, also nicht böse gemeint, aber bei den Erwachsenen ist direkt so, ja du musst eine Anzeige machen. Du musst das und das und das. Sie lassen dir irgendwie wie keine Zeit, sie rufen direkt deinen Beistand an, deinen Eltern und erzählen es direkt allen, und das war genau das, was ich nicht wollte, dass es meine Mutter herausfindet.» (Elina – 14)

Insgesamt wird in den Aussagen eine Präsenz sexualisierter Risiken und Übergriffe im digitalen Raum sichtbar. Nicht alle Jugendlichen beschäftigt das Thema im gleichen Ausmass wie das Thema exzessiver Mediennutzung, für manche weiblichen Jugendlichen ist es aber dennoch hoch bedeutsam. Auch wird sichtbar, dass sich manche weiblichen Jugendlichen in riskanten Situationen wiederfinden. Und es wird ebenfalls deutlich, dass es schambehaftet ist, über Vorfälle zu sprechen, und dass die weiblichen Jugendlichen eher nicht um Unterstützung bitten.

Als Tipp für andere Jugendliche heben besonders weibliche Jugendliche hervor, wie wichtig Vorsicht bei Online-Kontakten ist.

«Nicht allen vertrauen, die nett schreiben. [...] Nicht gleich einfach, nach ein-, zweimal schreiben mit diesen Leuten rausgehen. Vielleicht auch zuerst mal telefonieren. Oder ein bisschen Dinge herausfinden. Nie zu Hause treffen. Immer draussen in der Stadt oder so.» (Kiana – 16)

«Sie sollen nicht so einfach den Leuten vertrauen. Egal, ob Mädchen oder Junge.» (Victoria – 12)

Negative Auswirkungen digitaler Inhalte auf das psychische Wohlbefinden

Ein weiteres Thema sind für manche Jugendliche negative Auswirkungen digitaler Inhalte auf ihr psychisches Wohlbefinden. Für eine Jugendliche haben Soziale Medien negative Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl. Ein anderer beschreibt die algorithmische Verstärkung von Negativspiralen:

«Also solche Sachen, man wird voll im Kopf, mental einfach zerstört. Oder wenn man so Depressionen hat, man schaut so halt Depressionen-Videos an, Insta macht es schlaue, die zeigen es immer wieder, genau dasselbe, Depressionen, Depressionen. Das heisst, man kommt nie raus.» (Hermant – 18)

«Die Fachpersonen haben Angst, dass wir Dinge sehen, die uns nicht guttun. Zum Beispiel, was mir jetzt Angst machen würde. Ich sehe irgendetwas, das mich an meinen Vater erinnern würde, zum Beispiel, es ist einfach nur ein Beispiel. Dann würde ich, dann würde ich beginnen zu weinen. Ich bekomme eine Krise. Oder man rastet aus, oder macht sich selber weh. Vor dem haben sie Angst.» (Chiara – 18)

Manche weiblichen Jugendlichen sprechen den negativen Einfluss idealisierter Körperbilder:

«Es entstehen dummerweise Schönheitsideale, die andere Menschen erniedrigen könnten, im Sinne von, die haben das Gefühl, sie müssen einen gewissen Körper haben, um genug zu sein. Zum Beispiel eben neurodiverse Menschen werden eher weniger akzeptiert. Es gibt Vorurteile, die ich schade finde. Sogar auf den Sozialen Medien sieht man, dass die eher runtergeredet werden als typische Menschen.» (Ronja – 17)

«Es ist alles fake. Früher habe ich das nicht *gecheckt. Ich dachte, es seien Naturschönheiten. Jetzt habe ich [das] wie eingesehen.» (Hannah – 16)

«Ich glaube vor allem als Mädchen ist das recht schlimm, wenn man zum Beispiel eine Frau sieht, die 800 Liter Plastik im Arsch hat und im Gesicht und alles ist an ihr gemacht. Und dann denkst du dir, ich will auch so aussehen. Mit 14 will ich aussehen wie eine 30-Jährige, die sich komplett operieren lassen hat. Das finde ich auch nicht so gut. [...] Das hat mich am Anfang auch ein bisschen heruntergezogen, aber bis ich halt gecheckt hab, die sieht gar nicht so aus.» (Sara – 15)

So geben denn auch hauptsächlich weibliche Jugendliche anderen Jugendlichen den Tipp zu einem bewussten Umgang mit sozialem Druck und Vergleichen in Sozialen Medien:

«Auch wenn es so einfach ist, dass man sich nicht immer mit Menschen auf Social Media vergleichen muss und nicht alles so glauben, wie toll ihr Leben ist.» (Laura – 15)

Einschätzungen der Jugendlichen zu ihrer Medienkompetenz

Insgesamt ziehen die meisten Jugendlichen bezogen auf ihren Umgang mit digitalen Medien ein recht positives Fazit, sie geben sich bei der Frage nach einer Bewertung auf einer Skala von eins bis zehn eine Punktzahl im mittleren bis hohen Bereich. Manche Jugendliche geben sich für die Vergangenheit eine niedrige Punktzahl (wegen Suchtverhalten oder selbstgefährdendem Verhalten), aber eine hohe für den aktuellen Umgang.

Auf Nachfrage beziehen sich die Jugendlichen in ihrer Argumentation auf verschiedene Bewertungsmassstäbe von «angemessener» Nutzung und von Medienkompetenz. Am häufigsten verwenden sie das Kriterium Nutzungsdauer. Die Überlegungen und Einschätzungen der Jugendlichen zu diesem Kriterium wurden bereits ausgeführt. Weitere Kriterien für eine hohe (oder eine niedrige) Medienkompetenz sind für sie technische Kompetenzen, das Wissen um Datenschutz und ein umsichtiges Verhalten in Bezug auf Risiken:

«Bei mir mussten ab und zu Dinge passieren, dass ich es gecheckt habe. Und seitdem, eigentlich schon ein 5-6, aber vorher, ich hätte mir echt eine 1 oder 2 gegeben. [...] Aber jetzt ist eigentlich schon, habe ich es schon ein bisschen in den Griff bekommen.» (Elina – 14)

«Ich finde alles super. Keinen Kontakt zu fremden Menschen. Oder keine Apps, mit denen etwas ganz Schlimmes passieren könnte. Ich bin halt vorsichtig. Ich habe nichts Negatives. Es ist alles positiv.» (Ella – 16)

«Ja, also ich bin stolz oder froh, sagen wir so. Dass ich nicht so einer bin, der die ganze Zeit am Handy sein muss, der nicht zuhört, wenn jemand mit ihm spricht. Ja, ich bin jemand, der, das Handy weglegen kann. Und, ja. Und dann noch, was ich nicht so gut finde? Es gibt eigentlich nichts.» (Noa – 18)

«Aber was ich sagen will, man muss sehr viel aufpassen, weil, es gibt sehr viele Scammer, die dich abzocken wollen. Und immer Fake-Link schickt. Deshalb habe ich auch schon dreimal hintereinander das Instagram gelöscht. Aber dann trotzdem wieder heruntergeladen, weil ich es trotzdem mit Kollegen brauche. Aber sonst finde ich eigentlich, ich habe einen guten Umgang mit den Medien.» (Renas – 16)

Wenn Jugendliche eigene negative Erfahrungen mit einer bestimmten Thematik gemacht haben (zum Beispiel sexualisierte Übergriffe, Hacken des Accounts), dann dominiert dieser Aspekt bei den Überlegungen zur Medienkompetenz.

Einige Jugendliche ziehen ein negatives Fazit zur Medienkompetenz, jedoch nicht bezogen auf die eigene Person, sondern auf Jugendliche im Allgemeinen. Mehrere formulieren, dass es sie nervt, wenn Jugendliche bei Treffen das Mobiltelefon benutzen und nicht mehr richtig ansprechbar seien. Am explizitesten ist dieses negative Fazit:

«Ich würde sagen, die Generation ist am Arsch, aber vielleicht sehe ich das auch falsch.» (Ben – 17)

Abschliessende Gedanken zu digitaler Selbst- und Fremdgefährdung von Jugendlichen

In den bisherigen Ausführungen wurde implizit ersichtlich, dass Jugendliche in intensiv betreuten Settings der stationären Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie heterogene digitale Selbst- und Fremdgefährdung aufweisen: Unterschiedliche Jugendliche befinden sich in unterschiedlichen digitalen Umwelten und interagieren gänzlich unterschiedlich damit.

Eine exzessive Mediennutzung stellt ein deutliches Gefährdungsmoment dar. Sowohl die Fachteams als auch die Jugendlichen sind sich darin einig, dass viele Jugendliche Schwierigkeiten haben, ihre Mediennutzung zu begrenzen. Die Perspektiven gehen im Hinblick auf zwei Aspekte jedoch auseinander: Einerseits betonen etliche Jugendliche, dass sie keine Schwierigkeiten hätten, ihren Medienumgang zu regulieren. Andererseits haben Jugendliche, welche von exzessiven Tendenzen erzählen, vielfach eine differenzierte Haltung und setzen sich laut eigener Aussage vielfältig mit der Problematik auseinander. In den Erläuterungen der Fachteams spiegelt sich beides nur bedingt wider.

Ein weiteres Gefährdungsmoment, der Fachteams und Jugendliche beschäftigt, sind äusserst gewalttätige Inhalte. Bei diesem Thema ist bei manchen Jugendlichen ein grösserer Gap zwischen ihren eigenen Medienerfahrungen und ihrer reflexiven Einordnung festzustellen. Sichtbar wird ein solcher Gap insbesondere bei männlichen Jugendlichen, oft im Jugendstrafvollzug, die sich selten Gedanken über die konsumierten Inhalte machen und dies im Gespräch kaum einordnen können. Bei der Frage nach Aggressionen unter Jugendlichen fällt hingegen auf, dass die Jugendlichen deutlich mehr zu erzählen haben als die Fachteams – dies scheint ein Gefährdungsmoment zu sein, das den Fachteams oftmals verborgen bleibt. Hingegen thematisieren die Fachteams (nicht jedoch die Jugendlichen) das Thema Gruppendruck und die aggressive und dominante Selbstdarstellung männlicher Jugendlicher im Jugendstrafvollzug.

Manche weiblichen Jugendlichen thematisieren sexualisierte Gefährdungsmomente sehr ausführlich. In ihren Beschreibungen fällt insbesondere die (Selbst-)Stigmatisierung von sexualisierten Dienstleistungen und von sexualisierten Übergriffen auf. Solche Erfahrungen scheinen die Jugendlichen den Fachteams meist nicht mitzuteilen.

Insgesamt zeigt sich in den Erläuterungen der Jugendlichen sowohl bezogen auf eine mögliche Selbst- oder Fremdgefährdung als auch auf die eigene Medienkompetenz ein heterogenes Bild. Es handelt sich bei Jugendlichen in intensiv betreuten Settings somit um eine heterogene Gruppe mit heterogenem Schutz- und Förderbedarf.

3. Übergreifende Ergebnisse zum Umgang mit digitalen Medien in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie

Im Folgenden werden einige zentrale Ergebnisse dargestellt, welche sich in ähnlicher Weise in den verschiedenen erforschten stationären Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie mit einer hohen Eingriffsintensität fanden. Diese übergreifenden Ergebnisse kontextualisieren die anschliessend dargestellten Regelungsmuster.

Hohe Bedeutung digitaler Medien für Jugendliche

Alle Fachteams betonen den zentralen Stellenwert von digitalen Medien, insbesondere dem Mobiltelefon, für die Jugendlichen.

«Die Bedeutung des Handys ist extrem hoch, das ist wie die Luft zum Atmen, hat man manchmal so den Eindruck.»

Wichtig für die Jugendlichen seien insbesondere Kommunikation sowie soziale Vernetzung. Durch den stationären Aufenthalt ist für die Jugendlichen die Kommunikation mit dem sozialen Umfeld ausserhalb der Einrichtung besonders bedeutsam, insbesondere über Plattformen wie Snapchat oder TikTok. Grosse Bedeutung hätten für die Jugendlichen auch Spass und Unterhaltung über digitale Medien – etwa in Form von Gaming, Musik oder Videos – und der Gebrauch des Mobiltelefons für die Alltagsorganisation – als Einkaufszettel, als Wecker, mit der Kalenderfunktion und vieles mehr.

Das Mobiltelefon ist laut den Fachteams ohne Regulierung nahezu ständig in Gebrauch und begleitet die Jugendlichen durchgängig. Fehle das Mobiltelefon, erlebten die Jugendlichen ein Gefühl der Leere. Auch seien die Jugendlichen emotional stark an ihr Mobiltelefon gebunden und seien es nicht mehr gewohnt, andere Aktivitäten über längere Zeit auszuüben. Teilweise verlören die Jugendlichen das Interesse an anderen Aktivitäten wie Sport oder auch an direkten sozialen Kontakten in der Institution.

«Das Handy ist sehr präsent. Wenn es nicht stark strukturiert ist und nicht etwas vorgegeben wird, ist sofort das Handy da. Und die Jugendlichen haben auch nicht andere Ideen, was man jetzt machen könnte. Ich empfinde das als schwierig.»

«Sie sind es sich nicht mehr gewohnt, etwas über längere Zeit zu machen, wie ein Buch lesen oder einen Film schauen, da blocken sie eher ab. Die Wirkung vom Handy spürt man in der Zusammenarbeit mit ihnen.»

Die Wichtigkeit des Mobiltelefons falle in Einrichtungen mit zeitlichen Restriktionen besonders zum Abgabezeitpunkt ins Auge: «Am Abend, wenn es aufs Abgeben zugeht, merkt man besser, wie wichtig ihnen das Handy ist als tagsüber».

Jugendliche, die «alles im Griff haben»

Viele Jugendliche in der stationären Jugendhilfe und der Jugendpsychiatrie haben in ihrer Selbstwahrnehmung «alles im Griff». Die Gesprächsangebote und nonformalen und formalen Bildungsangebote stossen bei diesen auf wenig Interesse:

«Also ich glaube, das Ding bei Jugendlichen ist, wenn man etwas machen will, macht man es sowieso. Ist egal, was die Erwachsenen sagen. Wenn ich jetzt ein Nacktbild von mir auf WhatsApp schicken will, mache ich es. [...] Und ich glaube, Sozis denken manchmal schon, dass sie etwas schlauer sind als wir, aber sind sie eigentlich nicht, vor allem nicht, was Thema Handy angeht. Die wissen nicht mal, was ich alles auf meinem Handy mache, so.» (Sara – 15)

«Jedes Jahr an der Schule kommt so ein komischer Typ und sagt, dass Medien gefährlich sind. Das interessiert niemand. Das braucht niemand. Als ob jedes Bild, das du postest, irgendjemand interessiert und Was interessiert dich? Du postest dich ja auch nicht nackt auf dem Internet.» (Jonas – 17)

«Es ist mega schwierig. Wenn ich erwachsen wäre, ich wüsste auch nicht, was ich machen würde. Weil ich weiss, es geht hier rein und da raus. Also jeder Erwachsene macht sich Sorgen um die Kinder, also wenn ein Erwachsener mit Kindern zusammenarbeitet, macht er sich Sorgen um die. Zum Beispiel, als ich jetzt auf Kurve war, musste ich mir auch von jedem Sozi anhören, ich habe mir Sorgen um dich gemacht, dädädädä, so. Wenn ich ehrlich bin, ich habe nie die Wahrheit gesagt. Ich habe immer gesagt, nein, ich schreibe mit keinem. Ich finde das ekelhaft. Und dann bin ich halt eben rausgegangen und dann sind so Sachen passiert.» (Elina – 14)

Mehrere Jugendlichen vertreten die Ansicht, dass der Lernprozess ohnehin über eigene, wenn auch negative, Erfahrung verlaufe. Eine weitere Jugendliche unterstreicht diesen Punkt, indem sie die Effektivität von Gesprächen an die Eigenmotivation knüpft:

«Also ich habe wie das Gefühl, es bringt gar nicht so viel. Es, es bräuchte wie eine Grundeinstellung von den Jugendlichen, dass sie etwas auch ändern wollen, oder so. Aber viele sind halt wie zu einem Punkt in ihrem Leben gekommen, wo ihnen so ein bisschen alles egal ist.» (Antonia – 17)

Der Auftrag der Fachteams, diese Jugendlichen in ihren Gefährdungsmomenten gut zu begleiten, ist entsprechend herausfordernd.

Unkonkreter Auftrag bezogen auf digitale Medien

Im Alltag der Einrichtungen sind digitale Medien präsent, jedoch als ein Thema unter vielen. Die Themendichte in der Bezugspersonenarbeit sei hoch und der Medienumgang der Jugendlichen ein Thema unter vielen.

Besonders in Einrichtungen mit kürzeren Aufenthalten von etwa drei Monaten stellt sich für viele Fachteams die Frage, in welchem Ausmass das Thema Mediennutzung überhaupt zu ihrem Auftrag gehört. Die Antworten auf diese Frage fallen unterschiedlich aus.

Die Entscheidung über den Umgang der Jugendlichen mit digitalen Medien liegt zum überwiegenden Teil bei den Einrichtungen. Die einweisenden Behörden haben in diesem Punkt meist keine konkreten Erwartungen: «Die KESB ist froh, wenn wir uns selbst Gedanken machen. Selten ist der Einweiser anderer Meinung als wir.» Manchmal hat allerdings die Jugendanwaltschaft das Mobiltelefon schon vor dem Eintritt konfisziert. In offenen Settings kann es vorkommen, dass manche Eltern Erwartungen bezüglich einer Restriktion der Nutzung des Mobiltelefons ihres Kindes äussern. Darauf wird so weit als möglich Rücksicht genommen, auch wenn, so die Fachpersonen, eine Kontrolle schwierig sei, insbesondere nachts und ausserhalb der Wohngruppe. Die wenigsten Jugendlichen bekämen jedoch von ihren Eltern Vorgaben gemacht, die Eltern selbst hätten meist nur eine geringe Medienkompetenz.

Vereinbarungen zum Schutz der Privatsphäre und von Persönlichkeitsrechten

Einige Regelungen finden sich in allen Einrichtungen. So ist zum Schutz der Privatsphäre und der Persönlichkeitsrechte in den Einrichtungen das Fotografieren und Filmen grundsätzlich untersagt. Der Umgang mit persönlichen digitalen Geräten wird ausserdem typischerweise in einem Vertrag verbindlich geregelt. Dieser legt fest, welche Inhalte erlaubt beziehungsweise verboten sind, er definiert die zulässigen Nutzungszeiten und regelt den Umgang mit Bildern. Auch wird darin festgehalten, welche Kontrollbefugnisse die Fachteams haben.

Umfangreiche mediale Ausstattung

Die befragten Einrichtungen verfügen über ein umfangreiches Angebot an digitalen Geräten zur gemeinsamen Nutzung, etwa Fernseher (z.T. mit Abonnements von Streaminganbietern wie Netflix oder Disney), Spielkonsolen (PS4, PS5, Nintendo Switch, Nintendo Wii), Karaoke-Maschinen. In einer Einrichtung steht den Jugendlichen ein Musikstudio zur Verfügung. Die Nutzung der digitalen Geräte der Einrichtung wird typischerweise entsprechend der Altersvorgaben und gesetzlichen Bestimmungen eingeschränkt, beispielsweise bei Filmen oder Spielen. Bei Musik werden teilweise gewaltbefürwortende Texte untersagt und es wird eine entsprechende Inhaltskontrolle vorgenommen.

Viele Einrichtungen stellen bei Bedarf auch digitale Geräte zur individuellen Nutzung zur Verfügung. Die Jugendlichen haben beispielsweise für Freizeit und Schule Zugriff auf Computer und Laptops, ausserdem auf Leih-Mobiltelefone, iPads und weitere Geräte.

Die Jugendlichen bewerten die mediale Ausstattung in den Einrichtungen insgesamt sehr positiv. Ausagen wie *«es hat alles»* (Ben – 17), *«wir haben alles»* (Hermant – 18) oder *«ich finde die Ausstattung hier super»* (Anna – 14) verdeutlichen eine hohe Zufriedenheit mit dem Umfang und der Vielfalt der vorhandenen Medienangebote. Einzig in einer Einrichtung werden veraltete Computer in der Tagesstruktur kritisiert (Finn – 18). Für die männlichen Jugendlichen scheint die Möglichkeit zu gamen besonders bedeutsam zu sein. Auch die zur Verfügung stehenden Inhalte werden als breit gefächert beschrieben: *«Es hat eine grosse Filmgalerie mit Filmen»* (Leon – 16), *«Ich finde, die wichtigsten Spiele haben sie»* (Anna – 14).

Kritischer eingestellt sind die Jugendlichen gegenüber den Nutzungsmöglichkeiten. Sie sehen einen Widerspruch zwischen den umfangreich zur Verfügung gestellten Medien und den zum Teil stark eingeschränkten Nutzungsmöglichkeiten:

«Auf der Geschlossenen, die haben gefühlt ein halbes Kino. Mit Leinwand und so. [...] Eben, wir haben wie alles, wir haben das alles, aber wir können es wenig benutzen. Und ich finde, wenn man das schon alles hat, dann sollte man es auch nutzen können.» (David – 15)

Aus den Erzählungen der Jugendlichen wird ausserdem deutlich, dass die vorhandene umfangreiche Infrastruktur oft wenig genutzt wird. So sind beispielsweise Karaoke-Maschinen und Fernsehräume für die Jugendlichen oft unattraktiv oder werden nur genutzt, solange eigene Geräte streng reglementiert sind:

«Ja, also die meisten bei uns auf der Gruppe haben ja ein Handy. Deswegen sind wir eigentlich nicht so viel auf dem Laptop, ausser wir müssen etwas machen oder so.» (Sara – 15)

«Am Anfang, als ich mein Handy noch nicht die ganze Zeit hatte, habe ich alle Fernsehtage genutzt. Aber seitdem ich mein Handy habe, nicht mehr. Weil ich alles auf dem Handy habe.» (Hannah – 16)

Wenn die Infrastruktur intensiv genutzt wird, dann geschieht dies vor dem Hintergrund vielfältiger und als positiv erlebter Gruppenaktivitäten. Die Jugendlichen erleben die gemeinsamen Medien- und Spielangebote dann als bereicherndes Gemeinschaftserlebnis, das sowohl den Zusammenhalt untereinander als auch die Beziehung zu den Fachpersonen stärkt:

«Wir spielen am liebsten Mario Kart, da spielen sogar Bezugspersonen mit, so Bezugspersonen gegen Jugendliche (lacht). Die sind oft am Gewinnen, die sind richtig_ [...] Ich finde es super. [...] Mario Kart können wir zu viert spielen. Und wir sind etwa 9 Leute. Wir müssen die ganze Zeit abwechseln. Aber naja, dann kann die Hälfte halt immer noch Karten spielen, dann abtauschen und so. Ich finde das so eigentlich super. Ich finde, die wichtigsten Spiele haben sie, weil, Mario Kart ist super, das können wir alle zusammenspielen. Just Dance, das sind ein bisschen blöde Bewegungen. Das ist immer lustig. Auch wenn die Bezugspersonen tanzen, das ist dann sehr lustig. [...] Ich war überrascht, dass die überhaupt so etwas hatten. Denn auch, ja, wir können auch dort Filme schauen. Das ist super.» (Anna – 14)

«Ein Mitarbeiter ist so extrem sportinteressiert. Und dann, wenn er da ist, können die anderen, die halt auch sportinteressiert sind, jeweils über seinen Account Fussball schauen und so.» (Finn – 18)

Heterogene Haltungen in den Fachteams

In den Diskussionen zeigte sich innerhalb der Fachteams oftmals eine grosse Heterogenität in den Erfahrungen mit digitalen Medien und in ihrer Bewertung:

«Im Team gibt es Leute, die es scheisse finden, wenn die Jugendlichen am Handy sind, und es gibt andere, die sich dafür interessieren, was die Jugendlichen am Handy machen»

Oft machen die Fachteams eine implizite oder explizite Gegenüberstellung der Pole «medienaffin» und «medienkritisch». Medienaffine Fachpersonen sehen in digitalen Medien ein grosses Potenzial und verstehen die Online-Kultur der Jugendlichen besser. Medienkritische betonen die Risiken digitaler Medien und sind von der Online-Kultur der Jugendlichen häufig befremdet: «*Ich komme nicht mehr mit, was da alles passiert.*» Diese unterschiedlichen Sichtweisen prallen in den Fachteams oftmals aufeinander.

Die Fachteams machen die Pole (auch) am Alter der Fachpersonen fest: jüngeren Fachpersonen werden in der Tendenz mehr Kompetenzen und eine offenere Haltung gegenüber digitalen Medien zugeschrieben als älteren Teammitgliedern. Auch die Jugendlichen nehmen jüngere Fachpersonen als versierter und informierter wahr. Jüngere seien eher im Bilde darüber, «*wie digitale Medien funktionieren*» (Celina – 16), und könnten und Rat zu Risiken geben. Im Gegensatz dazu werden ältere Fachpersonen als weniger «*fit*» eingeschätzt.

Jugendliche assoziieren die Medienkompetenz der Fachpersonen mit einem besseren Verständnis ihrer Lebenswelt:

«Also meine Bezugsperson, die versteht mich, weil sie selber auch oft am Handy ist.» (David – 15)

Es wird die Vermutung geäussert, dass eine höhere Kompetenz der Fachpersonen zu veränderten Regeln führen würde: «*dann wären auch die Regeln anders*» (David – 15). Generell besteht jedoch der Wunsch nach einem höheren Mass an digitaler Fitness bei allen Fachpersonen.

Die medienkritischeren Fachpersonen wollen sich in der Tendenz weniger mit dem Thema auseinandersetzen. In diesem Zusammenhang werden in den Fachteams auch unterschiedliche Ausprägungen von Medienkompetenz sichtbar: So wurde in allen Diskussionen den verschiedenen Fachpersonen eines Teams auch ein unterschiedliches Ausmass an Medienkompetenz zugeschrieben.

In der unterschiedlichen Umsetzung der Regeln liegt laut den Fachteams eine weitere Dimension der Heterogenität. Laut einem Fachteam sind die Reaktionen der Fachpersonen bei Regelverstössen «*schon sehr unterschiedlich*», etwa darin, wie lange man mit den Jugendlichen diskutiere. Auch die Jugendlichen erzählen, dass manche Fachpersonen flexibler mit den Regeln umgehen als andere:

«Also zum Beispiel der Sozi, er hat gesehen, ich habe verschlafen, und ich habe mich eigentlich gut benommen, dann hat er mich um neun ins Zimmer geschickt, und hat gesagt, ich komme dann das Handy holen, um viertel vor zehn, wenn die Abgabenzzeit regulär ist. Aber er hat gesagt, du musst dafür die Zeit jetzt einfach im Zimmer bleiben. Aber nur er hat das gemacht, aber sonst eigentlich nicht.» (Mateo – 18)

«Man muss Glück haben, wen man bekommt. Es gibt jetzt hier keinen Sozi, der dein Handy gar nicht aufsteigert. Es muss schon ein bisschen aufsteigen, aber bei einigen Sozis geht es schneller, bei anderen nicht.» (Samir – 16)

Fachteams, die sich Zeit nehmen, sich über die unterschiedlichen Haltungen und Begründungen auszutauschen, erleben dies als grosse Bereicherung:

«Was wir im Team gut haben, dass wir es an Teamsitzungen besprechen. Früher hat die Bezugsperson entschieden, jetzt darfst du das Handy länger haben oder so, und dann haben wir ein wenig auch gemerkt, dass diese Haltungen, die Begründungen, die du dann gibst_ und dann haben wir gefunden, mega gut, dass wir die verschiedenen Haltungen auch zusammentun an den Sitzungen oder besprechen, und das hat sich jetzt sehr bewährt.»

Die Medienaffineren wünschen sich, dass sich die Fachteams mit dem Thema digitale Medien intensiver auseinandersetzen, die eigene Praxis kritisch-konstruktiv hinterfragen und sich den Herausforderungen aktiv stellen:

«Ich glaube, dass wir uns wieder mehr in die Verantwortung nehmen sollten, dass es zu unserem Auftrag, zu unserer Arbeit gehört, auch wenn es unangenehm ist, aber dass wir uns mehr mit diesem Thema auseinandersetzen müssen. Und ja, es ist auch ein gesellschaftliches Thema, wir sind alle überfordert mit dem Handy, derzeit weiss noch niemand, wie man damit richtig umgeht. Gemeinsam zu forschen und darüber nachzudenken, ist sehr wichtig. Und selbst mit gutem Beispiel voranzugehen, Vorbild zu sein.»

«Wir Fachpersonen brauchen selbst Weiterbildungsangebote, um gute Vorbilder sein zu können. Da sind wir nachlässig, da haben wir definitiv Luft nach oben. Wir reagieren eher auf Einzelsituationen.»

Suchbewegungen bei den Regelungen

In fast allen Diskussionen wird (auch) eine Unsicherheit gegenüber der Angemessenheit der Regeln geäussert, und es werden Suchbewegungen sichtbar: *«Wir haben viel ausprobiert, aber noch keine gute Lösung gefunden»* Entsprechend oft haben sich in den vergangenen Jahren die Regeln zu digitalen Medien deutlich verändert. Diese Veränderungen bedeuteten meist, dass die Regelungen gelockert wurden, insbesondere die zeitlichen Limitationen der Nutzung des Mobiltelefons. So berichtet ein Fachteam, dass die ursprünglich ohne Diskussion durchgesetzten sehr strengen Vorgaben flexibilisiert wurden. In anderen Einrichtungen wurde die Koppelung der Nutzung des Mobiltelefons an ein Belohnungssystem aufgehoben. Ein Fachteam meint: *«Mit jedem Leitungswechsel wurden die Rahmenbedingungen lockerer»*. Teilweise wurden auch regelmässige Inhaltskontrollen der persönlichen Mobiltelefone aufgegeben.

Manche Fachteams begründen die Veränderungen mit fachlichen Grundsätzen wie Lebensweltorientierung oder dem «Normalitätsprinzip». Diese Einrichtungen wollen die Bedeutung der Geräte für die Jugendlichen berücksichtigen und ein Umfeld schaffen, das vergleichbar mit der Realität ausserhalb der Einrichtung ist.

Als weitere Begründung führen die Fachteams an, dass strenge Regeln negative Auswirkungen auf die Beziehung zu den Jugendlichen hätten. Strenge Restriktionen führten zu Machtkämpfen und widersprächen den Grundprinzipien der beziehungsorientierten Arbeit? Laut einer Einrichtung liess sich die Regel, dass die Jugendlichen ihre Mobiltelefone abgeben, schlicht nicht mehr umsetzen, da Mobiltelefone inzwischen als persönliche Gegenstände betrachtet würden. Dass Mobiltelefonkontrollen weniger häufig

stattfänden, drückt laut diesem Fachteam *«den zunehmenden Respekt vor der Privatsphäre der Jugendlichen»* aus.

Ein Fachteam beschreibt die Veränderungen als eingebettet in einen grundlegenden Kulturwandel: weg von generellen Verboten hin zum Dialog mit den Jugendlichen und zu transparenten Absprachen. Zwar sei es dabei anfangs zu Schwierigkeiten gekommen, wenn die Jugendlichen ihre Mobiltelefone nach der erlaubten Nutzungszeit wieder abgeben mussten, doch inzwischen hätten sich die Abläufe eingespielt. Die Lockerungen werden von den Jugendlichen positiv wahrgenommen:

«Ich weiss nur, ganz früher, vielleicht vor ein, zwei Jahren, dass wir vorher gar kein Handy haben durften. Und sie haben es jetzt nur geändert, damit auch Jugendliche durch den Alltag mehr durchkommen. [...] Es ist schon viel besser. Ich könnte mir nicht vorstellen, wie es ist, wenn man hier ist ohne Handy, ausserhalb des Wochenendes.» (Samuel – 15)

Ein Fachteam beschreibt eine Verschärfung:

«Die Arbeits- und Schulzeiten sind handymfrei. Das war nicht immer so, aber wir haben die Erfahrung gemacht, dass es massiv einfacher ist, wenn sie ihr Handy nicht haben, darum haben wir jetzt wieder zeitliche Einschränkungen eingeführt.»

Exkurs: Besondere Regelungen bei Schutzeinrichtungen

Schutzeinrichtungen sollen Jugendlichen einen Raum bieten, in dem sie vor Gewalt sicher sind. In Schutzeinrichtungen gelten deswegen weitergehende Regelungen, die den Aufenthaltsort der Jugendlichen anonym halten sollen. Anstelle der persönlichen, ortbaren Geräte dürfen die Jugendlichen beispielsweise nur Ersatzgeräte verwenden, die nicht geortet werden können und in ihren Funktionen entsprechend eingeschränkt sind. Eine Jugendliche beschreibt diesen Prozess prägnant:

«Es ist so, dass man am ersten Tag schon ein neues Handy bekommt. Wenn man hierherkommt, muss man das eigene Handy in einen Umschlag legen, und den verschlossenen Umschlag wird dann abgegeben. Du bekommst dein eigenes Handy erst wieder, wenn du aus der Schutzeinrichtung gehst.» (Chiara – 18)

Die Abgabe des eigenen Mobiltelefons wird von den Jugendlichen als emotional belastend empfunden. Die Jugendliche versuchte im Vorfeld, die Abgabe zu verhandeln:

«Traurig. [...] Ich habe es seit am Anfang, wo ich schon hierher telefoniert habe, schon gesagt, ich will mein Handy nicht abgeben. Ich habe das gesagt, und sie so, wir müssen es abgeben, es ist eine Regel. Ich so, okay, ist besser als auf der Strasse sein.» (Chiara – 18)

Grundsätzlich haben die Jugendlichen Verständnis für die Notwendigkeit dieser Massnahme und erkennen den zugrundeliegenden Schutzgedanken darin an, obwohl die damit verbundenen Einschränkungen und die Abgabe des eigenen Mobiltelefons für sie anfänglich oder generell schwierig sind.

«Einerseits verstehe ich es, weil, es sind halt wirklich Mädchen, die in Gefahr sind. Wirklich, halt in Gefahr sind. Und da verstehe ich halt wirklich, dass es Anonymitätsregeln gibt.» (Nanda – 14)

«Man muss halt schon die Regeln einhalten. Weil man hat es auch wie unterschrieben am Anfang.» (Paulina – 16)

Das Ersatzgerät, das nicht geortet werden kann, wird in seiner Funktion zur Sicherstellung der Anonymität geschätzt. Auch das Verbot des Fotografierens und das Ausschalten des Standorts wird wegen der Sicherheitsaspekte akzeptiert:

«Wegen der Sicherheitsregeln erst einmal. Und einfach, damit man jetzt nicht auch den Ort erkennt, wenn man von draussen sieht.» (Paulina – 16)

Unzufrieden sind die Jugendlichen mit den Funktionseinschränkungen der Ersatzgeräts:

«Es hat kein Google. Du kannst nicht so einfach Dinge finden wie beim normalen Handy. Internet ist so Jein. Der Akku geht sehr schnell fertig.» (Chiara – 18)

«Ich finde es eigentlich nicht so gut, weil, die Kameraqualität ist nicht gut. Wenn ich rausgehe, ein Foto machen will, kann ich es nicht benutzen. Und es ist halt irgendwie auch sehr langsam.» (Paulina – 16)

Die minderwertige Technologie erschwert die Nutzung: So beklagt eine Jugendliche, dass das Ersatzgerät im Vergleich zu ihrem gewohnten Mobiltelefon das Gamen negativ beeinflusst, da es *«nicht mehr gleich gut geht»* (Chiara – 18). Eine andere Jugendliche berichtet von Tücken, die sie dazu zwingen, Kommunikationswege umzustellen, da Instagram auf dem Ersatzgerät nicht gut funktioniert:

«Ich kann nicht anrufen, keine Sprachnachrichten machen. Mir wird nicht angezeigt, wenn ich eine Nachricht bekomme, Insta-Stories kann ich auch nicht machen. Aber ich habe einfach meiner ganzen Familie gesagt, ja, schreibt mir auf Snap.» (Nanda – 14).

Das Ersatzgerät ist auch für weitere Schutzmassnahmen wichtig. So informieren die Jugendlichen mit dem Gerät die Fachpersonen regelmässig über ihren Aufenthaltsort und ihre Rückkehr, wenn sie ausser Haus sind:

«Wenn ich in die Schule gehe, dann rufe ich an und sage, ich bin jetzt angekommen. Und auf dem Rückweg immer so, gerade wenn ich jetzt im Tram einsteige.» (Paulina – 16)

«Also wenn ich zum Beispiel rausgehe, rufe ich eigentlich immer an und sage ja, ich bin jetzt auf dem Weg zurück und ja.» (Nanda – 14).

Eine Jugendliche empfindet diese Pflicht zwar als *«ein bisschen anstrengend»*, sieht aber auch ihren Nutzen:

«Aber ich finde es auch gut so. Dass sie Bescheid wissen. Weil sonst ist es ja komisch, so ja, wo ist sie jetzt, sie müssen sich halt Sorgen machen.» (Paulina – 16).

4. Vier Regelungsmuster zum Umgang mit digitalen Medien

Auch wenn jede Einrichtung ihre Eigenheiten hat, zeigen sich doch übergreifende Muster, wie der Umgang mit digitalen Medien in Einrichtungen der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie geregelt wird. Die folgenden vier Regelungsmuster sind typisierte Darstellungen und zeigen in verallgemeinerter Weise übergreifende Muster über alle Einrichtungen hinweg.

REGELUNGSMUSTER «PLÖTZLICH AUF NULL»

a) Einrichtungstyp

Das Regelungsmuster «Plötzlich auf null» findet sich in geschlossenen Wohngruppen und beschreibt, wie Jugendliche in diesem Kontext digitale Medien (nicht) nutzen dürfen.

Die Einweisung basiert entweder auf einer jugendstrafrechtlichen oder auf einer zivilrechtlichen Massnahme. Bei vielen Jugendlichen (auch strafrechtlich eingewiesenen) bestehen Symptome psychischer Belastungen. In diesen Settings ist die Bewegungs- und Handlungsfreiheit der Jugendlichen stark eingeschränkt. Die Jugendlichen schildern einen streng durchgetakteten Tagesablauf vom Wecken am Morgen bis zur Nachtruhe. Feste Programmpunkte wie internes Schulprogramm, Werkstatt, Mahlzeiten und sogenannte «Zimmerstunden» strukturieren den Tag. Auffällig oft schildern die Jugendlichen ihren Tagesablauf mit exakten Uhrzeiten – ein Ausdruck dessen, dass ihr Alltag kleinteilig reguliert ist.

b) Institutioneller Auftrag

Im geschlossenen Hilfesetting geht es laut den Fachteams darum, die Jugendlichen abzuschirmen, zu stabilisieren, ihnen Struktur zu bieten und sie in der akuten Lebenskrise, in der sie sich zum Zeitpunkt des Eintritts befinden, zu begleiten. Ein Fachteam erklärt dies wie folgt:

«Wir sind eine Krisenintervention, so sind wir aufgebaut und ausgelegt, die Jugendlichen, die wir bekommen, sind meistens irgendwie in einer Lebenskrise und kommen aus einer schwierigen Lebenssituation heraus.»

Die Jugendlichen sollen fehlende Alltagskompetenzen aufbauen. Bei jugendstrafrechtlichen Einweisungen geht es auch um eine Deliktaufarbeitung.

Die Fachteams haben den Auftrag, eine Standortbestimmung der Jugendlichen vorzunehmen, ihre Perspektiven und ihre Hilfebedarfe zu klären und sie auf die Zeit nach der geschlossenen Unterbringung vorzubereiten. Exemplarisch sagt ein Fachteam, «dass es am Anfang darum geht, den Jugendlichen zu helfen, und herauszufinden, was passiert ist und wo wir jetzt stehen». Bezogen auf digitale Medien bedeutet dies laut einem Fachteam insbesondere: die Regeln umsetzen und bei Verstößen reagieren, Alternativen zum Medienkonsum bieten (Sport, Hobbys...), Gespräche zum Thema anbieten, neue Sichtweisen aufzeigen, Fragen beantworten, die Art der Kommunikation mit der Aussenwelt planen, vorausdenken lernen (was muss ich am Telefon klären und fragen und abmachen?).

Digitale Medien werden im Prozess der Stabilisierung als Hindernis, als «Stolperstein bei der Aufgabenerfüllung» und als «krisenverschärfend» erlebt. Digitale Medien verhindern laut den Fachteams in dieser Stabilisierungsphase «die Abschirmung von Peers», die Unterbindung illegaler Online-Aktivitäten (insbesondere, wenn ein strafrechtlicher Einweisungsgrund vorliegt) oder den Schutz vor digitalen Gefahren wie Sexarbeit, Drogenbeschaffung, Drohungen und Erpressungen.

c) Sichtweise der Fachteams auf jugendliche digitale Lebenswelten

Bei den Fachteams im geschlossenen Setting überwiegt eine risikoorientierte Sichtweise auf den Medienumgang der Jugendlichen. Die Fachpersonen erwähnen zwar, dass digitale Medien, insbesondere das persönliche Mobiltelefon, für die Jugendlichen von zentraler Bedeutung sind – zum Beispiel für die Kontaktpflege mit Familie und Freunden, zur Selbstberuhigung, zum Musikhören oder zur Informationsbeschaffung –, viel stärker gehen sie aber auf negative Aspekte des Medienumgangs ein. Die Fachteams beobachten bezogen auf digitale Medien eine Reizüberflutung, sozialen Rückzug, emotionale Abstumpfung und Schwierigkeiten in der Selbstwahrnehmung. Laut den Fachteams fällt es den Jugendlichen schwer, sich auf Gespräche, Tätigkeiten oder Offline-Kontakte einzulassen. Viele Jugendliche seien abgelenkt oder schwer erreichbar. Zudem mangle es den Jugendlichen an kritischer Reflexion und digitaler Urteilskompetenz. Sie hätten wenig Bewusstsein für Datenschutzaspekte und teilten etwa ihr Passwort. Insbesondere bei straffälligen männlichen Jugendlichen sei Gruppendruck vorhanden, sich als gewaltbereit darzustellen. Insgesamt konstatieren die Fachteams bei den Jugendlichen fehlende funktionale und reflexive Medienkompetenz. So seien viele Jugendliche nicht in der Lage, Alltagsanwendungen wie etwa Fahrplan-Apps oder Navigationssysteme zu verwenden.

Nach diesem Regelungsmuster basiert digitales Wohlbefinden auf Struktur und Entzug. Die Jugendlichen sollen im Rahmen einer 'digitalen Auszeit' zur Ruhe kommen und allenfalls medienfreie Aktivitäten für sich entdecken. Diese Auszeit vom Digitalen soll anschliessend einen veränderten Umgang mit digitalen Medien ermöglichen.

d) Das Regelungsmuster «Plötzlich auf null» im Detail

Pädagogische Einbettung des Regelungsmusters

Das Regelungsmuster «Plötzlich auf null» findet sich mehrheitlich in Einrichtungen mit einem verhaltensorientierten pädagogischen Ansatz. In diesen Einrichtungen wird das Alltagsverhalten schrittweise «trainiert», indem Einschränkungen der Handlungsfreiheit in Abstufungen gelockert werden. Daneben kann das Regelungsmuster «Plötzlich auf null» auch in einen pädagogischen Kontext eingebettet sein, in dem der Fokus auf einer wertschätzenden, positiven Beziehungsqualität liegt.

Medienbildungsangebote

In den Gruppendiskussionen von Einrichtungen, in denen das Regelungsmuster «Plötzlich auf null» praktiziert wird, werden eher wenig formale oder non-formale Bildungsangebote genannt. In einer Einrichtung kommt drei bis vier Mal pro Jahr eine Fachperson für Medienpädagogik vorbei – was diese macht, weiss das Fachteam nicht so genau. Die Jugendliche fänden dieses Angebot teils gut, teils seien ihnen die Inhalte bereits bekannt. In einer weiteren Einrichtung ist Medienpädagogik Thema im internen Schulprogramm.

Im Rahmen der Bezugspersonenarbeit geschieht punktuell eine Reflexion des Umgangs mit digitalen Medien. Der Medienumgang wird im geschlossenen Setting insbesondere im Zusammenhang mit Deliktbearbeitung zum Thema. Es komme vor, dass sich Jugendliche von sich aus öffneten, doch sei dies nicht an der Tagesordnung. Die Jugendlichen vertrauten sich eher der Psychologin, dem Psychologen im Einzelgespräch an.

Ausgestaltung der Regelungen

Grundsätzlich gelten beim Regelungsmuster «Plötzlich auf null» für alle Jugendlichen die gleichen Regeln.

Totale oder weitgehende Abstinenz

Beim Eintritt müssen alle persönlichen digitalen Geräte abgegeben werden, falls sie nicht (wie bei einer jugendstrafrechtlichen Einweisung) von der Polizei bereits konfisziert wurden. Mobiltelefone werden beim Eintritt häufig auf illegale Inhalte kontrolliert. Soweit möglich, ermöglichen manche Einrichtungen den Jugendlichen, dass sie sich online «verabschieden» können.

In manchen Einrichtungen haben die Jugendlichen nach der Abgabe ihrer persönlichen Geräte in streng regulierter Weise Zugriff auf digitale Geräte zur individuellen Nutzung, etwa in Form einer kurzen wöchentlichen Medienzeit, in der sie (mit Zugangseinschränkungen) einen Laptop oder ein iPad nutzen dürfen. Erlaubt sind dann beispielsweise das Herunterladen von Musik oder die Nutzung von YouTube, während Plattformen wie Instagram oder Snapchat gesperrt sind. Die Inhalte werden kontrolliert, und die Nutzungsdauer ist zeitlich eng beschränkt. In anderen Einrichtungen stehen Geräte entweder nicht zur Nutzung zur Verfügung, oder sie beschränken sich auf einen MP3-Player zum Musikhören, auf dem die Playlist um einige eigene Titel ergänzt werden darf, falls die Songtexte den Vorgaben entsprechen.

Das Verbot persönlicher Geräte wird je nach Einrichtung leicht unterschiedlich gehandhabt. In manchen Wohngruppen mit einer eher kürzeren Aufenthaltsdauer ist die Nutzung von Mobiltelefonen während des gesamten Aufenthalts in der geschlossenen Wohngruppe nicht gestattet. Bei Wohngruppen mit längeren Aufenthalten gibt es nach einer Phase der vollständigen Abstinenz (ein oder zwei Monate) unterschiedliche Formen der streng regulierten Nutzung. So haben die Jugendlichen etwa ein Nutzungszeitfenster von 45 Minuten pro Woche an einem festgelegten Tag, während dessen sie ihr Mobiltelefon erhalten. Oder die Jugendlichen können, wenn sie sich an die Regeln halten, nach einigen Wochen Ausgang erhalten oder sogar das Wochenende ausserhalb der Einrichtung verbringen. Für diese Zeiträume bekommen die Jugendlichen ihr Mobiltelefon zurück. Bei Regelmissachtung oder wenn die Woche nicht erfolgreich abgeschlossen wird, entfällt der Ausgang und damit die Rückgabe des Mobiltelefons.

In allen geschlossenen Wohngruppen besteht die Möglichkeit, digitale Medien gemeinsam zu nutzen, etwa über Gaming (nur Games ohne Gewaltinhalte) und über reglementierte Film-/TV-Zeiten (in einer Einrichtung gibt es je einen Wochentag für Dokumentarfilme, Action-Filme und Komödien sowie einen Abend, an dem sich die Jugendlichen selbst auf einen Film einigen können).

Kontaktmöglichkeiten nach aussen

Den Jugendlichen steht in der Regel ein stationäres (Wand-)Telefon für den Kontakt nach aussen zur Verfügung. Die Telefonate sind zeitlich begrenzt, wobei die Regeln sehr unterschiedlich. Die Telefonate können nur zu festgelegten Zeiten geführt werden, beispielsweise zwischen dem Tagesprogramm und dem Abendessen. In der Anfangszeit ist der Kontakt auf wenige Personen aus dem familiären Umfeld begrenzt, und oftmals ist eine Person aus dem Fachteam zur Kontrolle anwesend. Bei einer Einweisung durch die Jugendanwaltschaft ist dieser Prozess besonders formalisiert, da die Jugendanwaltschaft die Kontaktliste vorab genehmigen muss. Im Lauf der Zeit erhalten die Jugendlichen mehr Möglichkeiten, mit Peers zu telefonieren, sofern keine behördliche Kontaktsperre vorliegt.

Laut den Fachteams ist die starke zeitliche Einschränkung der Kontakte und das ungewohnte Medium Telefonieren für die Jugendlichen schwierig, etwa wenn sie in einer Beziehung sind oder wenn sie «*einen engen Kontakt mit der Mama*» haben.

e) Bewertung des Regelungsmusters «Plötzlich auf null» durch die Fachteams

Positive und negative Auswirkungen der Regeln

Eine Auswirkung des totalen Verbots ist nach Aussage der Fachteams, dass der Alltag weitgehend konfliktfrei ist. Die Jugendlichen kannten die Regeln und wüssten genau, wann und wie sie ihr Mobiltelefon haben können. Es gebe darum sehr wenige Diskussionen um das Mobiltelefon.

Die digitale Abstinenz wird von den Fachpersonen als wichtiges pädagogisches Instrument beschrieben. Es brauche die Eingrenzung und Kontrolle der Nutzung. Die Fachteams verwenden in diesem Zusammenhang Begriffe wie «Detox» und «Entzug». Indem die Jugendlichen von allen Reizen abgeschirmt würden, könnten sie sich mit sich selbst auseinandersetzen, Ruhe erfahren und einen gesunden Umgang mit digitalen Medien entwickeln. Dies sei eine Entlastung und fördere die Stabilisierung.

«Es ist bei uns die Bestrebung, die Bestätigung, die sie sich vorher geholt haben durch die Bilder, durch die Nachrichten, durch den einseitigen Blick, und in der Strömung, in der sie unterwegs waren, dass das sehr zurückgehalten wird oder unterbunden wird, und dass sie mal die Chance haben, die Welt anders wahrzunehmen. Dass sie eine andere Rückmeldung bekommen, andere Bilder sehen, was es ihnen ermöglicht, dass die Welt etwas bunter wird.»

Im Nachhinein sei die Wegnahme des Mobiltelefons für viele Jugendliche eine Erleichterung und Entlastung. Nach der anfänglichen Krise «geht es ihnen eigentlich gut». Insgesamt gelinge es vielen, sich vom Mobiltelefon zu lösen.

«Am Anfang ist es für die Jugendlichen schwierig ohne Handy, das ist richtig heftig für sie. Mit der Zeit merken sie, dass sie das überleben können.»

Den Fachteams zufolge schafft der Medienverzicht Raum für Beziehungspflege vor Ort und für gemeinsame Aktivitäten. Die Jugendlichen träten stärker mit den Fachpersonen in Kontakt, und der Mobiltelefonverzicht fördere ein Miteinander in der Gruppe.

«Mit den Jugendlichen in einen tiefen Kontakt zu kommen, das ist nur in der geschlossenen Wohngruppe möglich, in der offenen entziehen sie sich uns.»

Der Verzicht auf digitale Medien erleichtert es laut einem Fachteam, «negative oder verzerrte Bilder aus den Köpfen zu bringen», und unterstützt Aktivitäten wie Lesen oder Sport.

Ein Fachteam sieht als weiteren Vorteil, dass die Wegnahme der Mobiltelefone zu einer hohen Akzeptanz der anschliessenden Regelungsmuster führe. Die Jugendlichen freuten sich, wenn sie beim Eintritt in eine halboffene oder offene Wohngruppe ihr Mobiltelefon zurückbekämen. Dadurch gebe es auf der halboffenen Wohngruppe kaum Diskussionen um die Medienregeln.

Die Abgabe des Mobiltelefons ist laut den Fachteams aber sehr herausfordernd für die Jugendlichen und kann eine Krise in der Krise auslösen. Viele Jugendliche hätten beim Eintritt das Gefühl, ohne Mobiltelefon nicht zurechtzukommen:

«Negative Auswirkungen der Regeln gibt es beim Eintritt, indem die Jugendliche finden, ich sterbe ohne Handy, ich halte es nicht aus, ich werde ausfällig werden, weil ich nicht bekomme, was ich brauche.»

Das Einfinden in einen Alltag ohne digitale Medien sei für viele Jugendliche schwierig, da sie zunächst nicht wüssten, wie sie ihre Freizeit ohne digitale Geräte gestalten sollen.

Besonders belastend bei der digitalen Abstinenz sei für die Jugendlichen laut den Fachteams die Tatsache, dass sie ihre Beziehungen kaum weiterpflegen können. Die Wegnahme des Mobiltelefons löse vielfältige Ängste aus, etwa die Sorge, Freundschaften zu verlieren. Damit die Jugendlichen nicht kommentarlos «verschwinden», ermöglichen manche Fachteams «Verabschiedungen» in den Sozialen Medien, soweit die behördlichen Regelungen das zulassen.

Eine «Nebenwirkung» der strengen Regeln ist laut den Fachteams die Kreativität, mit der manche Jugendliche die Einschränkungen umgehen. Sie schmuggeln Zweitgeräte ein und nutzen diese unter

anderem sogar zur Organisation ihres Substanzenkonsums. So seien die Jugendlichen manchmal weniger «handylos», als es den Anschein habe.

Die positiven Auswirkungen der Regeln werde laut einem Fachteam ausserdem dadurch relativiert, dass die Jugendlichen im Ausgang uneingeschränkter Zugang zu ihren Mobiltelefonen haben und das Team in diesen Momenten keinen Überblick darüber hat, was die Jugendlichen ausserhalb der Einrichtung auf ihren Geräten tun.

Der Einblick in die digitalen Aktivitäten und Lebenswelten der Jugendlichen geschieht laut den Fachteams eher nebenbei und zufällig:

«Man kriegt am ehesten was mit bei Mahlzeiten, da tauschen sich die Jugendlichen untereinander aus und vergessen ein wenig, dass wir auch noch am Tisch sitzen, und da kommen noch so die einen oder anderen Sachen hoch.»

Die erste Rückgabe des Mobiltelefons ist für die Jugendlichen laut den Fachteams herausfordernd. Im Gegensatz zu «Plötzlich auf null» sind die Jugendlichen plötzlich wieder in allem drin. Das plötzliche «von null auf hundert» gehe für die Jugendlichen oft mit Überforderung einher. Die Jugendlichen seien dann häufig ausschliesslich mit dem Mobiltelefon beschäftigt und bearbeiteten den Nachrichtenstau. Der massive Anstieg der Mediennutzung nach einer Phase zeitlicher Einschränkungen normalisiere sich jedoch wieder. Die Fachteams weisen jedoch auch darauf hin, dass mit der Rückgabe der Geräte die Jugendliche häufig in alte Verhaltensmuster zurückfallen und damit auch die Gefahr von Selbst- und Fremdgefährdung und von Entweichungen wieder ansteige.

Zufriedenheit mit dem Regelungsmuster «Plötzlich auf null»

Die Fachteams beurteilen das Regelungsmuster mehrheitlich als angemessen. Einen gesunden Umgang mit Medien erlernten die Jugendlichen nur, wenn das Mobiltelefon am Anfang nicht vorhanden sei. Die Teams sind sich weitgehend einig darüber, dass in einem geschlossenen Setting Stabilisierung und Strukturaufbau im Vordergrund stehen. Die konsequente Wegnahme persönlicher Geräte beim Eintritt helfe, Tagesstruktur und Rhythmus wiederherzustellen. Die Wegnahme digitaler Medien wird somit als notwendig für die Erreichung der übergeordneten pädagogischen Ziele wie Stabilisierung, Struktur und Krisenbewältigung betrachtet.

Die Fachteams betonen die Notwendigkeit, Schutz zu bieten, ohne dabei Kollateralschäden zu verursachen. Ein Fachteam betrachtet die aktuelle Handhabung als weitgehend passend, sieht jedoch beim Musikhören Anpassungsbedarf (in der konkreten Einrichtung darf ein MP3-Player mit wenigen individuellen Liedern genutzt werden). Ein Fachteam sieht Bedarf für eine bessere Begleitung beim Übergang zurück zum Mobiltelefon, da plötzliche Rückgaben zu Stress führten: *«von nichts auf 100 im Ausgang ist für die Jugendlichen in den meisten Fällen eine Überforderung»*. Auch steige mit einer wenig begleiteten oder unbegleiteten Rückgabe das Risiko von Selbst- und Fremdgefährdung (Sexarbeit, Drogenhandel/-beschaffung, Drohungen, Erpressung, etc.). Es wäre laut diesem Fachteam gut, wenn mehr *«Aufbauarbeit»* betrieben werden könnte, da derzeit nur massivste sexuelle Gewalt thematisiert werden könne und wenig Raum für weitere Themen vorhanden sei.

f) Bewertung des Regelungsmusters «Plötzlich auf null» durch Jugendliche

Regelverstösse? Gibt es kaum!

Die Jugendlichen beschreiben, dass es kaum Diskussionen um die Regeln und nur wenige Regelverstösse gibt. Sie fänden sich in einem klar strukturierten System wieder, das praktisch nur Anpassung erlaube:

«Ich habe mich daran gewöhnt. Was sollte ich machen? Ich konnte nichts dagegen machen.» (Celina – 16)

Ein Jugendlicher beschreibt, dass vereinzelt Mobiltelefone ins Zimmer geschmuggelt würden:

Also, wenn du gute Kontakte hast, bei Kontaktlisten, kannst du die anrufen und sagen, komm heute Abend und wirf mir ein Handy hoch. Das kann man schon machen. Aber wenn sie einen Verdacht haben, dass du ein Feuerzeug oder ein Handy im Zimmer hast, können sie dein Zimmer filzen. Das heisst, sie schauen alles an. [...] Wenn sie etwas finden, dann hast du eine Sanktion von 24 Stunden.» (Jannik – 14)

Die komplette Wegnahme persönlicher digitaler Geräte gibt somit insgesamt einen klaren Rahmen ohne verhandelbare Unschärfen vor.

Kein Mobiltelefon, grosse Krise

Der Einschluss in die geschlossene Wohngruppe, kombiniert mit der plötzlichen Wegnahme des Mobiltelefons, hat Auswirkungen auf viele Lebensbereiche. Von den Jugendlichen wird diese Situation als tiefgreifende Krise erlebt:

«Das war recht schlimm, so aus dem Nichts, kein Handy mehr. Ich wusste nicht, was machen und so, die ganze Nacht, den ganzen Tag in meinem Zimmer einfach die Wand anschauen, aber dann habe ich mich auch ein wenig daran gewöhnt.» (Robin – 17)

«Auf der Geschlossenen kannst du halt nichts machen, du bist halt eingesperrt so, und du bist eh schon_ es ist eigentlich eh schon langweilig. Man kann ja nicht mal raus, irgendwas machen und so, mit den anderen reden bockt auch nicht, weil man eigentlich immer Streit hatte, es ist halt langweilig, es war wirklich einfach langweilig.» (Sara – 15)

«Am Anfang habe ich nur ein bis zwei Wochen geheult, weil ich mein Handy nicht hatte. Das Handy ist mir einfach so wichtig.» (Hannah – 16)

«Als ich sechs Monate in [Heim I] war, war es sehr schlimm, ohne Handy. Man musste sich irgendwie unterhalten, man musste die Leute zum Lachen bringen. Und dann macht man halt dumme Sachen. Man weiss nicht, was man macht. Es ist so langweilig. [...] Zum Lachen, unterhalten irgendwie. Ich weiss nicht, wie ich unterhalten konnte, zwei bis drei Wochen ging es noch, ich weiss alles von denen. Solange man etwas findet, das man reden kann. Man fängt an, Zeitungen zu lesen, und dann denkt man, was? Oder am Abend, ich will schlafen, ich weiss, ich habe kein Handy, ich kann nicht schlafen.» (Hermant – 18)

Die Jugendlichen erleben eine «*Scheisswelt*» (Sara – 15), an deren restriktive Regeln sie sich anpassen müssen:

«Ja, das war schon schlimm, weil alles weg war. Es war ja nicht nur das Handy, es war alles. Und dann ist halt wie so auf einmal alles weg. Die erste Woche ist man so, blöd gesagt, ein bisschen depressiv. Du musst erst mal klarkommen so.» (David – 15)

«Vor allem, man kommt von draussen hier rein, hat das Handy eigentlich 24/7 und dann hat man es erst mal gar nicht vier oder drei Monate, das war schon eine Scheisswelt.» (Sara – 15)

«Ohne Handy war es schon schlimm. Ich war fast am Durchdrehen. Jeder Tag war schlecht. Ich hatte keine gute Laune.» (Samuel – 15)

Auffallend ist, dass die Fachpersonen laut Aussage der Jugendlichen nicht thematisieren, was die Wegnahme des Mobiltelefons bei den Jugendlichen auslöst.

(Abrupter) Abbruch – plötzlich sind sie weg

Auch für die sozialen Beziehungen bedeutet die plötzliche Wegnahme des persönlichen Mobiltelefons beim Eintritt in die Einrichtung einen einschneidenden Eingriff. Besonders belastend ist für die Jugendlichen, wenn sie sich nicht von ihren Peers verabschieden können:

«Ich hätte mir einfach gewünscht, dass ich meinen Kollegen 'Ciao' sagen kann. Das hätte ich mir gewünscht.» (Jannik – 14)

«Die Personen, die mich auf dem Handy haben, wissen nicht, wo ich bin. Niemand hat es ihnen gesagt. Niemand sagt es ihnen.» (Aaron – 17)

«Ja, so, kennen Sie [Heim I]? Dort ist es ein bisschen so anders. Und dort war es schon ein bisschen schwerer für mich, weil, ich bin dorthin gekommen, also ich habe einen Tag vorher herausgefunden, dass ich dort hinkomme. Danach hat mich die Polizei abgeholt und dann habe ich wie, ab diesem Moment hatte ich kein Handy mehr. Ich konnte mich dort nicht verabschieden. Ich konnte keinem sagen, dass ich jetzt weg bin. Und hier, ich konnte allen schreiben, schau, ich bin jetzt so eine Zeit weg. Ich kann momentan nicht schreiben. Aber sobald ich draussen bin, schreibe ich auch wieder und so. Aber im [Heim I] ging es mir nicht so gut ohne Handy.» (Elina – 14)

«Ich hatte zwei Monate gar keinen Kontakt mit meinen Kollegen. Das habe ich so gefühlt. Sie haben nichts von mir gehört, ich war einfach weg.

I: Wie hast du das gefunden?

Ich wollte mit meinen Kollegen reden, ja ich bin weg und so, aber ich konnte nicht. Ich hatte kein Handy. Das war schwierig. Ich hatte kein Handy, keinen Kontakt und so. Und ja. [...] Ja, ich hätte natürlich gerne gesagt, dass ich irgendwann noch mal so schreiben würde. Es ist einfach so, dass ich kein Handy habe, keinen Kontakt. Das ist halt schon schwierig. Das ist eine schwierige Situation.» (Jannik – 14)

Dass die Peers über längere Zeit nicht wissen, wo sich die Jugendlichen befinden, führt zu Sorge um ihr Wohlbefinden und Missverständnissen, aber auch zu Ausgrenzung und stigmatisierenden Zuweisungen:

«Es war schon so, dass mich viele Leute fragten, wo ich bin, was mit mir passiert ist, als ich mein Handy wieder hatte. Dann habe ich ihnen alles erklärt. Sie haben sich schon Sorgen um mich gemacht.» (Celina – 16)

«Und wenn ich dann nicht erreichbar bin, dann denken alle plötzlich, dass ich auf Drogen bin oder sonst etwas. Dass ich erreichbar bin, ist schon wichtig. Das ist etwas vom Wichtigsten für mich.» (Hannah – 16)

«Als ich auf die Geschlossene kam, konnte ich es meinen Freunden nicht sagen. Viele dachten, ich bin wütend auf sie und ignoriere sie. Das war ein grosses Problem.» (Sara – 15)

«Als ich dann wieder mein Handy in der Hand hatte, hatte ich viele Nachrichten drauf: 'was ist mit dir?' 'warum schreibst du mir nicht zurück?' 'was soll das?' 'warum ignorierst du mich?' – einfach, weil ich mich nicht verabschieden konnte. Ich habe dann versucht zu erklären, dass ich ins Heim gekommen bin und kein Handy hatte. Einige haben das nicht akzeptiert und mich dann blockiert, weil sie dachten, aus dem Nichts habe ich nicht mehr zurückgeschrieben. Ich habe ein paar Kollegen verloren.» (Elina – 14)

Die Jugendlichen verwenden vielfältige Strategien, um ihre Peers trotz restriktiver Rahmenbedingungen über den Kontaktabbruch zu informieren und in Kontakt zu bleiben:

«Als ich in [Heim E] angekommen bin, habe ich es von dem Handy meiner Mutter gemacht, damit sie wissen, dass ich nicht mehr aktiv bin. Ich habe eine Story gepostet, einfach um zu zeigen, dass ich nicht mehr aktiv bin. Ich habe nicht erklärt, warum, nur dass ich nicht aktiv bin.» (Kilian – 12)

«Ich habe dann meine Schwester angerufen und gesagt, sag es ihm und er soll es weiter erzählen. Dann haben sie gewusst, ich bin nicht erreichbar.» (Robin – 17)

«Meine Freundin hat meinen [Insta-]Account. Sie sagt mir immer, wer mir geschrieben hat. [...] Nachher sie hat mich angerufen, nachher sie hat mir gesagt, der und der hat geschrieben. Ich habe ihr gesagt, ja egal schreib dem nicht zurück. Ein paar Menschen habe ich einfach gesagt, schreib einfach zurück. Ein paar auch nicht.» (Emilio – 16)

«Mein Kollege ist mit meiner Freundin rausgegangen. Nachher haben wir eine halbe Stunde telefoniert, sie war mit ihm, ich konnte mit ihr telefonieren.» (Emilio – 16)

Die Strategien, mit deren Hilfe die Jugendlichen eine allfällige digitale Kontaktsperre umgehen (beispielsweise eine Weitergabe persönlicher Passwörter), sind mit entsprechenden Risiken verbunden.

Telefonkontakte – sehr wichtig!

In der Anfangsphase des geschlossenen Aufenthalts sind Telefonate mit wenigen engen Bezugspersonen und ihre Besuche die einzige Kontaktmöglichkeit. Entsprechend hoch ist die Frequenz der Telefonate in dieser Phase:

«Am Anfang, als ich hierherkam, habe ich eigentlich jeden Tag telefoniert.» (Aaron – 17)

Für die Jugendlichen bieten die Telefonate die Möglichkeit – wenn auch in eingeschränkter Form –, mit den wichtigen Menschen in der Aussenwelt in Kontakt zu bleiben. Darüber hinaus sind die Telefonate eine willkommene Gelegenheit, der Langeweile und Monotonie des institutionellen Alltags zu entkommen:

«Es ist sehr langweilig hier. Man hat jeden Tag das Gleiche. Wenn man dann mal telefonieren kann, 20 Minuten, kann man einfach mal reden, wie der Tag war. Was die anderen so machen. Wann sie wieder mal auf Besuch kommen. Da hat man danach ein gutes Gefühl, dass man mit jemandem gesprochen hat, der aus der Familie ist.» (Aaron – 17).

«Dann ist es mir nicht langweilig beim Telefonieren. [...] Ein paar Mal will ich telefonieren, weil ich nichts machen kann.» (Kilian – 12)

Die Telefonate sind für die Jugendlichen äusserst wichtig, um die digitale Kontaktsperre besser auszuhalten:

«Hauptsache, man kann noch telefonieren. [...] Das ist besser als nichts. [...] Hauptsache, man kann mit der Person reden. Weil irgendwann wirst du auch deine Freunde oder Familie vermissen.» (Emilio – 16)

«[Die Zeit ohne Handy] war für mich nicht so schlimm, weil ich trotzdem Kontakt mit meiner Mutter haben konnte. Ich konnte sie hören und mit ihr sprechen.» (Celina – 16)

Eine Jugendliche kritisiert dabei die Annahme, dass Eltern grundsätzlich als zentrale enge Bezugspersonen behandelt werden:

«Meine Freundin aus der Geschlossenen hätte ich gerne ein paar Mal angerufen, und das durfte ich aber nicht. [...] Du hast halt wie nur die Eltern, die du anrufen darfst aus der Geschlossenen, oder die dich auch in der Geschlossenen dort besuchen dürfen. Und das finde ich schon mega blöd, weil, es gibt halt wie nicht_ also ich hatte dann halt einfach keinen Besuch, weil, ich wollte meine Eltern nicht, also sehen können und wollen. Ja, das ist ein bisschen blöd.» (Antonia – 17)

Ab dem Zeitpunkt, zu dem die Jugendlichen Ausgang erhalten, sinkt die Bedeutung der Telefonate:

«Ich telefoniere ein bis zwei Mal in der Woche, aber dann nur mit meinen Eltern, weil jetzt, ich habe Ausgänge und so.» (Samuel – 15)

Manche Jugendliche im Jugendstrafvollzug kritisieren den als langwierig und teilweise intransparent empfundenen Genehmigungsprozess für Telefonkontakte durch die Jugendanwaltschaft. Der Prozess löst ein Gefühl von Ohnmacht aus und wird manchmal als willkürlich erlebt:

«Scheisse [war es am Anfang hier], du hast nichts, du hast nichts. Du kannst nicht mit Kollegen reden und so. Vielleicht kannst du einen Antrag schreiben, dass du mit Kollegen telefonieren darfst. Aber dann werden sie nur vielleicht angenommen oder vielleicht auch nicht. Du weisst komplett nichts, was draussen passiert und so. Es hat mich abgefickt, als ich warten musste.» (Samuel – 15, E*)

Jonas – 17 war in der ersten Zeit in seiner Kontaktpflege nach aussen besonders eingeschränkt, da er nur unter Aufsicht von zwei festgelegten Fachpersonen telefonieren durfte: «*Es ist bei mir etwas komplizierter. Nur zwei bestimmte Arbeiter dürfen mit mir mithören.*» Das führte dazu, dass er nur in Abhängigkeit von den Dienstplänen telefonieren konnte: «*Immer wenn sie da waren*», das sei etwa einmal pro Woche oder alle zwei Wochen der Fall gewesen. «*Seit ich die Telefonerlaubnis habe, ohne Mithören, telefoniere ich jeden Tag.*»

In Einrichtungen mit stark begrenzter Telefonzeit widerspricht eine solche Einschränkung, etwa auf 15 Minuten täglich, dem Kontaktbedürfnis der Jugendlichen deutlich. Diese kurze Telefonzeit wird von den Jugendlichen als unzureichend erlebt und löst Gefühle von Ohnmacht aus:

«Aber als ich ins [Heim] gekommen bin, war es schon etwas crazy, weil ich nicht wusste, was ich darf und was nicht. 15 Minuten waren für mich schon zu kurz. Aber ich habe mich daran gewöhnt. Was sollte ich machen? Ich konnte nichts dagegen machen.» (Celina – 16)

Die erzwungene Kontaktsperre, die oft über einen längeren Zeitraum hinweg besteht, geht mit Verlustängsten einher. Zudem erleben die Jugendlichen oftmals eine Neubewertung ihrer sozialen Kontakte.

«Das war einfach der Stress, den man innerlich hatte, so: Fuck, was passiert hier? Lebt er noch, liebt sie mich noch? Ich weiss nichts. Schreibt sie mit anderen Typen, weil es ihr langweilig ist? Verstehen Sie? Handy macht schon viel aus heutzutage, ohne Handy keine Freundin.» (Hermant – 18)

«Aber die, die eigentlich wirklich immer für mich da waren oder eng waren, die wussten: Sie wird mir zurückschreiben, sobald sie wieder kann.» (Elina – 14)

«Dann habe ich gewusst, wer für mich relevant ist. Zum Beispiel von 30 Leuten haben 15 Leute geschrieben: 'Was ist los?' 'Du postest nicht mehr, geht es dir gut?' Und dem Rest ist es einfach, denen ist langweilig, die schauen es einfach nur an. Man merkt schon den Unterschied, wer bleibt, wer nicht bleibt.» (Hermant – 18)

Gemeinsame Medienaktivitäten als willkommene Abwechslung

Gemeinsame Medienangebote wie Fernsehen, Filme oder Videospiele stellen für die Jugendlichen im Regelungsmuster «Plötzlich auf null» eine geschätzte Möglichkeit dar, eine Auszeit zu erleben, abzuschalten und Spass zu haben. Die Nutzung dieser Angebote ist entsprechend hoch:

«Fernseher darf man jedes Wochenende benutzen. Jedes Wochenende kann man auch am Abend Film schauen. Und FIFA spielen kann man auch. [...] Das finde ich gut. Dann kann man auch abschalten und dann macht es wieder etwas Spass.» (Aaron – 17)

«Auf der Geschlossenen konnten wir am Dienstag und Donnerstag einen Film schauen. Wir hatten einen Fernsehraum, in dem wir zweimal pro Woche einen Film schauen konnten. Das hat auch noch geholfen, mal einen Film schauen.» (Robin – 17)

«[Filme schauen] tut ganz gut, es ist so eine Auszeit.» (Leon – 16)

Gemeinsame Medienaktivitäten können ausserdem zur Beziehungsgestaltung zwischen Jugendlichen und Fachpersonen beitragen: «*Manchmal spiele ich gerne mit den Sozialarbeitern FIFA*» (Aaron – 17).

Die gemeinsamen Medienaktivitäten bedeuten allerdings intensive Aushandlungen: Unterschiedliche Interessen und die zeitliche Begrenzung der Nutzung führen zu Diskussionen und Konflikten:

«Und ja, wir konnten Fernsehen schauen, glaube ich, einmal pro Woche oder so, und dann, das war schwierig, fünf Menschen müssen einen Film aussuchen und sich einigen, irgendjemand hat am Schluss immer geheult.» (Sara – 15)

«Und [Name] ist jetzt, ich würde noch sagen, etwas jünger, etwas kleiner. Und der schaut halt so ein bisschen Kinder-Serien. Und niemand möchte das mitschauen. Und dann sagen sie halt immer 'Stell ab!' und dann sagt er 'Nein'.» (David – 15)

«Mit FIFA und Film gibt es manchmal ein bisschen Konflikt. Weil die anderen nicht gerne FIFA spielen, und andere schon.

I: Wie macht ihr das dann?

Zum Beispiel eine Stunde FIFA und danach einen Film schauen. So wird es dann meistens verhandelt.» (Aaron – 17)

Beim Gamen kann die Stimmung der Jugendlichen ausserdem schnell kippen, gerade wenn der Wettbewerb sehr intensiv ausgetragen wird. Solche Situationen können zu emotionalen Ausbrüchen führen:

«Wir haben 5:0 gewonnen. Und dann sind sie ausgerastet und sind herumgerannt. Sie mussten 15 Minuten ins Zimmer.» (Kilian – 12)

Die Jugendlichen im Regelungsmuster «Plötzlich auf null» thematisieren häufig eine grosse Diskrepanz zwischen der umfangreichen medialen Ausstattung und den eingeschränkten Nutzungsmöglichkeiten:

«Eben, wir haben wie alles, wir haben das alles, aber wir können es wenig benutzen. Zum Beispiel Fernseher schauen, können wir jetzt nicht so viel, weil auf der Geschlossenen, die können nur einmal, nein, zweimal Fernseher schauen, und dann auch nur einen Film. Dann auch nur eine gewisse Zeit. Und ich finde, wenn man das schon alles hat, dann sollte man es auch nutzen können.» (David – 15)

Viele Jugendliche kritisieren die zeitliche Beschränkung gemeinschaftlicher Medienangebote, insbesondere vor dem Hintergrund ihrer ohnehin stark eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten – etwa für Jugendliche, die keinen Sport mögen. Die Jugendlichen erleben die strenge Reglementierung der gemeinsamen Medienzeit als eine weitere Einschränkung ihrer Selbstbestimmung in einem Kontext, in dem ihnen oft langweilig ist.

Medienbildung – Mangelware

Die Interviews mit den Jugendlichen bringen einen klaren Mangel an Medienbildung und einem offenen Dialog über den Umgang mit digitalen Medien zum Ausdruck. So geben die Jugendlichen an, dass Gespräche zum Umgang mit digitalen Medien «*eigentlich nicht*» (Aaron – 17 und Noa – 18) stattfinden. Ein Jugendlicher, Kilian – 12, beantwortet die Frage, ob er je mit Fachpersonen darüber gesprochen habe, kurz und knapp mit «*Nein*».

Einige Jugendliche lehnen Angebote von Fachpersonen ab, da sie ihre eigenen Kompetenzen als ausreichend ansehen:

«Nein, ich brauche keine Unterstützung. Ich weiss, wie ich mit dem Handy umgehen kann.» (Aaron – 17)

«Nein, eigentlich nicht. Für mich ist es eigentlich gut so. Es juckt mich jetzt nicht so.» (Jannik – 14)

Dieser Eindruck wird durch die von den Jugendlichen wahrgenommene Inkompetenz der Fachpersonen in Medienfragen verstärkt. Ein Jugendlicher fasst dies polemisch so zusammen: *«Nein, die haben alle keine Ahnung»* (Jonas – 17). Wie auch andere kritisiert er, dass das Thema Medienbildung – wenn es überhaupt angesprochen wird – nur in Form allgemeiner Warnungen vor Risiken bearbeitet wird, die manche Jugendliche als bereits bekannt oder irrelevant empfinden:

«Ich hatte hier schon oft komische Dinge, dass Medien gefährlich sind, dass man Bilder nie aus dem Internet löschen kann. Ich habe das schon fünf- oder zehnmal gehört. Das interessiert niemand. Das braucht niemand» (Jonas – 17)

Einige Jugendliche äussern, trotz einer grundsätzlich ablehnenden Haltung gegenüber allgemeinen und rein risikobezogenen Gesprächen, einen Bedarf an Themen und Lernformaten, die direkten Bezug zu ihrer Lebensrealität haben. So schlägt ein Jugendlicher beispielsweise vor, das Thema Cybermobbing aufzugreifen: Das sei *«schon ein spannendes Thema, wie über das Handy Leute gemobbt werden»*. Er kann sich gut vorstellen, dass ein solches Thema in Form eines Workshops oder einer Veranstaltung behandelt werden könnte, zu der *«jemand eingeladen wird, der etwas dazu erzählt»* (Aaron – 17).

Die Aussagen anderer Jugendlicher verdeutlichen, dass Gespräche über Mediennutzung und deren emotionale Bedeutung im (sozial-)pädagogischen Alltag kaum stattfinden. Oft ziehen sich die Jugendlichen mit ihren Gedanken und Sorgen zurück oder versuchen, sich auf andere Weise abzulenken. Auch wenn Themen wie Soziale Medien die Jugendlichen stark beschäftigen, bleiben sie häufig unbesprochen:

«I: Sind das Themen, über die du mit jemandem redest? Oder machst du das mit dir alleine aus?»

Nein, also, ich denke mir einfach so, ich kann nur vier Stunden schlafen, du musst schlafen, wenn ich nicht pennen kann, keine Ahnung, tu ich mich irgendwie unterhalten.» (Hermant – 18)

«I: Sind solche Themen, ganz naive Frage, sind solche Themen auch mal ein Thema zwischen Sozis und dir? Dass ihr über solche Sachen zusammen redet? Über Soziale Medien? Ja, oder wie es dir dabei geht? Was dich beschäftigt?»

Nein, ich bin so hart auf dem Handy beschäftigt, dass ich nicht mal die Aussenwelt realisiere, wie es denen geht. So abgestumpft, schwarz auf weiss denken.» (Hermant – 18)

Einige Jugendliche berichten zudem, dass sie insgesamt wenig Austausch mit den Fachpersonen pflegen. Vertrauensbeziehungen spielen dabei eine ambivalente Rolle:

«Ich bin allgemein einer, ich spreche nicht so viel mit Pädagogen.» (Mika – 17)

Musik – besonders wichtig!

Musik spielt für die Jugendlichen eine wichtige Rolle – insbesondere als Möglichkeit, sich die Zeit zu vertreiben und sich zu entspannen sowie zur Stimmungsregulation:

«Immer vor dem Schlafen oder wenn ich im Zimmer bin, höre ich Musik.» (Jonas – 17)

Da Mobiltelefone im Regelungsmuster «Plötzlich auf null» nicht verfügbar sind, erhalten die Jugendlichen typischerweise einen MP3-Player. Diese Geräte werden besonders geschätzt, wenn die Lieder individualisierbar sind und somit den persönlichen Geschmack widerspiegeln. Allerdings bestehen in den Einrichtungen grosse Unterschiede in Bezug auf die Möglichkeiten der Individualisierung: Manche MP3-Player enthalten fast nur Lieder, die von den Jugendlichen nicht selbst ausgewählt wurden:

«Du hast einen MP3-Player, aber nicht so die Musik, die du gerne hast.» (Mika – 17)

«Es hatte schon Lieder draufgehabt. Aber nur sieben Lieder sind gut, alle anderen sind schisse.» (Kilian – 12)

«Ich habe nicht so geile Lieder drauf, die mir gefallen. Es gab ein paar, die okay waren, und ein paar nicht.» (Samuel – 15)

In einigen Einrichtungen können die Eltern USB-Sticks mit Liedern mitbringen, die dann auf den MP3-Player aufgespielt werden. Diese Prozedur wird allerdings als nervig und aufwändig erlebt und führt zu Ungleichheiten, da das Ergebnis von der Medienkompetenz und dem Engagement der Eltern abhängt:

«Aber man darf auch drei oder vier Lieder, wenn man einen Stick hat, selbst draufladen. Das ist mir zu anstrengend. Aber egal. Ich höre nicht jeden Tag Musik. Eigentlich schon, aber es wird langsam auch langweilig, jeden Tag die gleiche Musik zu hören.» (Aaron – 17)

«Ich muss meinen Eltern sagen, sie sollen einen USB-Stick mit meinen Liedern herbringen. Und ich höre Rap. Ich kann doch meinen Eltern keine Rap-Videos schicken und sagen, hol mir die. Wenn jede zweite Sekunde eine halbnackte Frau kommt.» (Jonas – 17)

Viele Jugendliche wünschen sich eine unkompliziertere Möglichkeit, eigene Musik auf die Geräte zu laden: «*Man sollte die Musik einfach hier draufladen können*» (Mika – 17). Damit die Jugendlichen selbst Lieder herunterladen können, werden in einer Einrichtung USB-Sticks zur Verfügung gestellt.

Auch das Radiohören spielt, neben gemeinsamer Mediennutzung und Musik über den MP3-Player, eine gewisse Rolle im Alltag der Jugendlichen. Der Zugang ist jedoch reguliert und manchmal durch technische Einschränkungen wie schlechten Empfang oder eine geringe Senderauswahl eingeschränkt.

In einer geschlossenen Wohngruppe besteht die Möglichkeit, ein Musikstudio zu nutzen. Für einen Jugendlichen ist das Musizieren eine sinnvolle Beschäftigung, die ihm hilft, sich abzulenken, Emotionen zu regulieren und seine Zeit konstruktiv zu gestalten:

«Ich habe eben in der Geschlossenen angefangen. Weil wir da ein Studio hatten, hatte ich Spass mit den Jugendlichen von dort, Musik machen zu können und um die Zeit zu vertreiben. Ich habe gemerkt, dass mir das recht gefällt. [...] Ich habe dann gemerkt, dass Musik für mich auch etwas Bewegendes ist. Es ist für mich ein spezielles Gefühl, wenn ich Musik höre und Musik mache. Es gibt mir auch eine gewisse Freude daran. [...] Ich habe gemerkt, dass das ein guter Weg ist, mich abzugrenzen und mich zu unterhalten. Wenn es mir langweilig ist, mache ich viel Scheissdreck. [...] Um das zu unterdrücken, unterhalte ich mich mit solchen Sachen.» (Mika – 17)

Das Musikstudio eröffnet ihm einen Raum für Ausdruck, Selbstwirksamkeit und persönliche Entwicklung – Aspekte, die im streng regulierten Alltag der Einrichtung sonst nur begrenzt erfahrbar sind.

Die erste individuelle Medienzeit – «Mein Handy wird explodieren»

Grundsätzlich freuen sich die Jugendlichen enorm auf die erste Medienzeit nach der erzwungenen Abstinenz, doch geht die Rückkehr auch mit Überforderung einher. Denn ausserhalb der Einrichtung ist das (digitale) Leben weitergegangen – und nun wird alles auf einen Schlag zugänglich. Mit der Beendigung der strikten Medienabstinenz kommt es zu einer digitalen Überflutung: Beim erstmaligen Einschalten des eigenen Mobiltelefons geht eine überwältigende Flut an Nachrichten ein, die sich während der digitalen Abwesenheit angesammelt hat. Ein Jugendlicher schildert dies sehr bildlich:

«Mein Handy ist explodiert: Brrrrrrrr, die ganze Zeit so Brrrrrrrr» (Samuel – 15).

Die erste Medienzeit ist ein «*Kampf*» (Aaron – 17), der sich nicht gewinnen lässt. Die Befürchtung, dass das eigene Mobiltelefon diese Last «*nicht aushält*» (Aaron – 17), ist eine treffende Metapher für die psychische Belastung, die die «*hundert, hundert von Nachrichten*» (Jannik – 14) mit sich bringen. Dazu kommt die Realisierung, was in der Aussenwelt zwischenzeitlich alles passiert ist. Das führt zu einem Gefühl des Verlusts:

«Ja, ich habe gesehen, was ich alles verpasst habe. Vorher war es nicht so schlimm. Ich dachte nicht mal daran, was ich alles verpasst habe. [...] Das hat mich halt schon ein wenig genervt, dass ich so viel verpasst habe und so. [...] Es hat mich schon ein bisschen abgefickt und so.» (Jannik – 14)

Die erste Medienzeit wird laut den Jugendlichen von den Fachpersonen nicht dezidiert thematisiert oder begleitet. Jedoch hätten sich manche eine solche Begleitung ausdrücklich gewünscht – insbesondere, um mögliche emotionale Reaktionen oder belastende Nachrichten auffangen zu können:

«I: Hättest du gerne, wenn man darüber spricht, was das auslösen kann?

Ja, das hätte ich schon gerne gemacht. Ich hätte einfach darüber gesprochen. Was könnte ich_ Keine Ahnung, es hätte auch_ Keine Ahnung, ein Kollege hätte sterben können. Das hätte ich nicht gewusst.» (Jannik – 14)

Von streng bis chillig – Medienzeit in Abhängigkeit von Fachpersonen

Die Jugendlichen unterscheiden zwischen «chilligeren» Fachpersonen, die eine gewisse Empathie zeigen und die Medienzeit flexibler handhaben, und denjenigen, die strikt auf die Einhaltung der vorgegebenen Zeit achten. Die effektive Medienzeit der Jugendlichen hängt somit davon ab, wer Dienst hat:

«Die, die etwas chilliger sind, lassen dich vielleicht fünf oder zehn Minuten länger in der Medienzeit.» (Jannik – 14)

Die Jugendlichen schätzen die Medienzeit enorm: Sie bedeutet digitale Wiederanbindung an ihr soziales Umfeld und damit ein Stück Normalität. Besonders wertvoll ist für sie, mit Peers wieder digital in Kontakt zu sein, so dass sie «wissen, was draussen läuft» (Jonas – 17). Auch Unterhaltung, Musikhören oder Kurzvideos (insbesondere auf TikTok und Instagram) schauen, bedeutet ihnen viel.

In einer Einrichtung wird der Raumzugang von den Fachpersonen unterschiedlich gehandhabt. Nach Aussage eines Jugendlichen findet die Medienzeit grundsätzlich in einem Raum statt, den er als unangenehm beschreibt. Ursprünglich durfte die Medienzeit in einem angenehmeren Raum stattfinden; nachdem allerdings ein Jugendlicher in diesem Raum in ein Plüschtier onaniert hatte, wurde die Nutzung untersagt. Manche Fachpersonen bestehen auf der Nutzung des Ersatzraums, andere gewähren weiterhin Zugang zum ursprünglichen Raum.

Kein Mobiltelefon – «Strafe muss sein»

Dass die Medienzeit zeitlich eng begrenzt ist, wird von den Jugendlichen überwiegend akzeptiert. Insbesondere Jugendliche im Strafvollzug nehmen dies als Teil der (sozial-)pädagogischen Logik des Settings wahr:

«Sonst wäre es ja keine Strafe, wenn ich mein Handy hätte. Wenn ich mein Handy habe, bin ich einfach glücklich. Und es ist ja nicht das Ziel, dass ich einfach glücklich bin hier drin, und einfach meine Zeit absitze. Deren Ziel ist, dass ich etwas dazu lerne. Und darum, eigentlich darf ich gar nicht reklamieren. [...] Ich bin selbst schuld, dass ich hier bin, also was will ich sagen.» (Jonas – 17)

«Keine Ahnung, wir sind geschlossen. Wenn man jeden Tag sein Handy hätte, dann wäre es ja nicht mehr so_ dann hätten wir mehr Spass, hier drin zu sein. Das ist ja nicht das Ziel. Deshalb, einmal in der Woche ist okay. Es gibt Besseres. Aber dafür, dass man es am Wochenende mitnehmen darf, ist es gut.» (Aaron – 17)

«Man sollte die Regeln einfach akzeptieren. Dann kommt man wieder raus» (Emilio – 16).

Um die Asynchronität in der Kommunikation etwas abzufedern, wünschen sich manche Jugendliche im Strafvollzug allerdings häufigere Medienzeiten, auch bei gleichbleibendem Umfang:

«Aber eben, wenn man jeden Tag das Handy hat, kann man jeden Tag mit denen kommunizieren. Aber wenn ich jetzt auf einmal wieder mein Handy habe, dann schreibe ich denen einmal in der Woche. Dann muss ich wieder eine Woche warten. Dann kriege ich erst die Antwort zurück. Von der letzten Woche. Dann muss ich überlegen, über was es eigentlich noch-mals ging, was wir geschrieben haben.» (Aaron – 17)

Manche zivilrechtlich eingewiesenen Jugendlichen wünschen sich mehr Mediennutzungszeit. Ihre Begründung: Die Langeweile würde so etwas gemindert:

«I: Jetzt, wenn du hier die Chefin wärst in [Heim DJ], wie würdest du das machen mit den geschlossenen Regeln in Bezug auf das Handy, wenn man hierherkommt?

Ich glaube einfach, dass man es hat, durch den Tag. Vielleicht nicht gerade über Nacht, aber durch den Tag schon.

I: Und hast du das Gefühl, das würde helfen?

Helfen vielleicht nicht gerade. Aber ja, doch, schon. Es wäre ein bisschen unlangweiliger.»

(Sara – 15)

Ein Jugendlicher schlägt vor, die Regeln für den Mobiltelefongebrauch altersabhängig zu gestalten: Ab 18 Jahren könnten die Jugendlichen ihr Mobiltelefon uneingeschränkt nutzen, ab 16 in begrenztem Umfang (z. B. zwei Stunden), und unter 16 sollten die Eltern mitentscheiden. Dabei fordert er, die Jugendlichen in die Regelgestaltung einzubeziehen, statt einfach einseitig Vorgaben zu machen. Eine andere Jugendliche argumentiert ähnlich:

«Ich finde, man sollte das Handy und allgemein digitale Medien nicht wegnehmen. Man sollte eher mit den Jugendlichen lernen, korrekt damit umzugehen. Wegnehmen ist nie eine Lösung. Man sollte lernen, schrittweise mit dem Handy umzugehen.» (Hannah – 16)

Ohne Mobiltelefon in den Ausgang – undenkbar!

Die Jugendlichen, die nach der vollständig geschlossenen Phase Ausgang erhalten, schätzen es sehr, dass sie für die Dauer des Ausgangs ihr Mobiltelefon ausgehändigt bekommen. Die Möglichkeit, das Mobiltelefon mitnehmen zu dürfen, macht die Zeit «draussen» planbarer und angenehmer und steigert die Vorfreude auf das Wochenende zusätzlich:

«Für mich, ich komme gut klar, auch ohne mein Handy so. Vor allem hier drin. Vor allem hier drin komme ich eigentlich gut klar. Wie es draussen ist, draussen ist es ganz anders. Wenn ich jetzt beim Ausgang nicht mein Handy hätte, wäre es schon sehr schlimm. Und ja, keine Ahnung. Ich weiss auch nicht, wie die Zeit sein wird, wenn ich mein Handy wieder habe.» (Aaron – 17)

Die guten Seiten der Mobiltelefonabstinenz: «ein bisschen Abstand»

Einige Jugendliche berichten rückblickend auch von positiven Erfahrungen – neben allen Belastungen und Ambivalenzen, die mit der erzwungenen Medienabstinenz einhergehen. Die Phase ohne Mobiltelefon erleben manche als «Neustart» (Hannah – 16), als Gelegenheit, sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren, Beziehungen drinnen intensiv zu erleben und Abstand von der Reizüberflutung zu gewinnen. Für diese Jugendlichen führt der Verzicht auf das Mobiltelefon zu mehr Achtsamkeit, Reflexion und realer Interaktion. Die Mobiltelefonabstinenz hilft ihnen, sich selbst besser wahrzunehmen, den Kontakt zu anderen Menschen direkter zu gestalten und digitale Oberflächlichkeit kritisch zu hinterfragen:

«Ich empfand es sogar als sehr positiv, weil die Jugendlichen nicht nebeneinander am Handy waren. Sondern du warst gezwungen, Spiele zu spielen, du warst gezwungen, miteinander zu kommunizieren. Ich hatte dort gute Gespräche mit den Jugendlichen und den Sozis. Jeder war viel präsenter und nicht so abgelenkt in seiner eigenen Welt. Ich habe es als sehr, sehr positiv erlebt.» (Leon – 16)

«Es war irgendwie schon gut, zum Teil auch ein bisschen weg von dem, ein bisschen Abstand, also auch von den Kollegen, einfach mal Abstand, einfach auch so ein bisschen eine Pause nehmen.» (Noa – 18)

«Wenn man auf einer Geschlossenen ist, finde ich es gut. Man kann auch wieder zu sich selbst schauen. Nicht immer nur auf den Bildschirm. Ich weiss nicht, diese Zeit hier, die Geschlossene, hat mich relativ gut verändert. Ich konnte wieder über alles nachdenken. Ich hatte nicht immer diesen Bildschirm vor meinem Gesicht. Ich konnte andere Dinge machen, ich lernte neue Leute kennen. Ich habe sehr viel von dort mitgenommen.» (Celina – 16)

«Ich muss sagen, die beste Zeit, ehrlich gesagt, war die geschlossene Zeit. Weil trotz dieser ganzen Einschränkung, dem ganz engen Rahmen, war es irgendwie für die Psyche gleichzeitig anstrengend, einfach wegen dem Rahmen und so, aber man hatte halt die Sozialen Medien nicht, man hatte die Beeinflussung nicht von aussen. Man hatte auch den Druck nicht, irgendjemanden zurückzuschreiben. [...] Und es ist so, ein Stressfaktor ist weggefallen, sehr krass.» (Leon – 16)

«Es ist kein Problem für mich, dass ich kein Handy habe. Ich geniesse es auch ein bisschen. Weil am Handy gibt es immer nur Stress, Streit. Und ich mag das nicht.» (Elina – 14)

Bemerkenswert ist, dass manche Jugendlichen die Medienabstinenz in einen direkten Zusammenhang mit tiefgreifenden positiven Veränderungen setzen. Doch ist dies längst nicht bei allen Jugendlichen der Fall. So antwortet ein Jugendlicher auf die Frage, wie er nach dem stationären Aufenthalt digitale Medien verwenden werde: *«wie vorher»*. Eine Veränderung ist also nur dann möglich, wenn die Bereitschaft vorhanden ist, die eigenen digitalen Gewohnheiten zu ändern:

«Ich würde gerne mein Handy haben.» (Jonas – 17)

«I: Würdest du sagen, es hat dir geholfen, jetzt im Nachhinein?

Ja, es hat mir schon geholfen. Andere, finde ich, sollten ihr Handy haben, weil, die ändern sich jetzt gerade sowieso nicht.» (David – 15)

g) Abschliessende Gedanken zum Regelungsmuster «Plötzlich auf null»

Wirkungsvolles Setting: Das Regelungsmuster «Plötzlich auf null» greift in massiver Weise in die Lebensführung der Jugendlichen ein und unterbindet (zumindest in der Anfangsphase) alle digitalen Aktivitäten in Kontaktpflege, Freizeit und Bewältigungshandeln. Dieser abrupte Rahmenwechsel zu Beginn eines Aufenthalts kann eine hohe Wirkung entfalten. Der «Vollstopp» kann von Jugendlichen im Nachhinein als wertvoll erlebt werden und zu positiven Veränderungen bei der Mediennutzung führen. Diese Wirkung lässt sich beschreiben als eine Abfolge von aus allem rausgeworfen werden, anschliessender Beschäftigung mit sich selbst und einer (auch auf Freizeitaktivitäten bezogenen) Neuorientierung. Ob diese Wirkung entsteht, ist von individuellen Faktoren abhängig. Denn die Medienabstinenz führt nicht per se zu einer Veränderung des Medienumgangs der Jugendlichen. Prägend ist die Erfahrung, die Zeit ohne Mobiltelefon «zu überleben».

Wenige Konflikte: Die strikten, eindeutigen Regeln im Rahmen eines pädagogisch wirkmächtigen Settings führen zu vergleichsweise wenigen Konflikten. Eine Umgehung der Regeln (etwa durch Zweitgeräte) ist schwierig. Die Wegnahme wird von den Jugendlichen weitgehend akzeptiert.

Kaum Begleitung in den Übergängen: Die Übergänge sind für die Jugendlichen äusserst herausfordernd. Bezogen auf den Medienumgang sind die Jugendlichen in den Phasen von «Hinein» und «Hinaus» weitgehend auf sich selbst gestellt. Beim «Hinein» ist es den Jugendlichen insbesondere wichtig, dass sie ihre digitale Abwesenheit ankündigen können. Beim «Hinaus» treffen die Jugendlichen ohne Vorbereitung oder Begleitung auf eine Flut an digitalen Nachrichten und Informationen.

Kaum Bearbeitung digitaler Fremd- und Selbstgefährdung: Die konkrete Bearbeitung von Gefährdungsmomenten geschieht nur im kleinen Umfang. Im Wesentlichen geht es um die Erfahrung eines Alltags ohne Medienverwendung und um ein Fernhalten aus dem digitalen Raum. Die Gefährdungsmomente bleiben im Grundsatz unverändert.

REGELUNGSMUSTER «DIGITALE MEDIEN VERDIENEN»

a) Einrichtungstyp

Das Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen» findet sich im Sample in halboffenen und offenen Settings, oft im Anschluss an eine geschlossene Unterbringung.

Die Unterbringung in diesen Settings erfolgt auf Grundlage einer strafrechtlichen oder zivilrechtlichen Massnahme, wie sie auch unter dem Regelungsmuster «Plötzlich auf null» beschrieben ist.

Sämtliche Einrichtungen der Studie, die Wohngruppen mit dem Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen» führen, haben auch eine geschlossene Wohngruppe mit dem Regelungsmuster «Plötzlich auf null». Aus diesem Grund wiederholen sich manche Aussagen.

b) Institutioneller Auftrag

Im halboffenen und offenen Rahmen, wie er bei vielen Jugendlichen im Anschluss an die Zeit in der geschlossenen Wohngruppe stattfindet, liegt der Fokus auf strukturierenden Alltagshilfen. Ein Fachteam betont speziell den Übungscharakter der Wohngruppe: Nach und nach sollen die Jugendlichen einen strukturierten Alltag einüben, der auch dem Besitz und der Nutzung von Mobiltelefonen Rechnung trägt. Es finde eine schrittweise Heranführung an die «Normalität» statt. Diese Heranführung geschehe unter Kontrolle, mit begleitender Regulierung und Reflexion sowie mit dem übergeordneten Ziel, dass die Jugendlichen einen geregelten Alltag und einen gesunden Umgang mit digitalen Medien erlernen. Der Umgang mit digitalen Medien sei innerhalb des Auftrags jedoch ein untergeordneter Teilaspekt. Im Vordergrund ständen Themen wie Deliktbearbeitung oder die Förderung sozialer Kompetenzen.

Den Einfluss digitaler Medien auf die Zielerreichung beschreiben die Fachteams heterogen. So könne das Mobiltelefon einerseits die Entwicklung der Jugendlichen hemmen, andererseits auch als Motivator wirken, Verantwortung zu übernehmen, wenn bei regelkonformem Verhalten die Medienzeit schrittweise erweitert wird.

c) Sichtweise der Fachteams auf jugendliche digitale Lebenswelten

Laut den Fachteams haben die Jugendlichen eine geringe Medienkompetenz und pflegen einen unreflektierten Umgang mit digitalen Medien. Themen wie Datenschutz, Risiken im digitalen Raum und die Nutzung einfacher Alltagsanwendungen seien wenig präsent. Die Unterscheidung zwischen legalen und illegalen Inhalten falle ihnen schwer. Gewalthaltige Inhalte würden nicht nur konsumiert, sondern teilweise auch selbst produziert und geteilt. Des Weiteren beobachten die Fachteams Gruppendruck und den Wunsch, sich online stark oder gewaltbereit darzustellen. Die intensive Nutzung des Mobiltelefons geht nach Einschätzung der Fachteams ausserdem häufig mit sozialem Rückzug einher: Die Jugendlichen seien stark abgelenkt und könnten sich nur schwer auf Gespräche oder andere Aktivitäten konzentrieren.

Nach diesem Regelungsmuster basiert digitales Wohlbefinden auf Struktur, Kontrolle, Schutz und Entlastung. Die Jugendlichen sollen in einem kontrollierten Rahmen lernen, ihren Alltag «sinnvoll» zu gestalten und sich auf medienfreie Aktivitäten zu konzentrieren. Anschliessend sollen sie schrittweise einen gelingenden Umgang entwickeln, (auch) mit digitalen Medien.

d) Das Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen» im Detail

Pädagogische Einbettung des Regelungsmusters

Das Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen» ist verhaltensmodifizierend ausgerichtet. Dies zeigt sich beispielsweise in der Arbeit mit Stufen- oder Phasenplänen, die den Jugendlichen klar definierte und einheitliche Verhaltensanforderungen vermitteln. Das Ziel besteht darin, Verhaltensweisen systematisch einzuüben: Erwünschtes Verhalten wird durch den Wechsel zur nächsten Entwicklungsstufe belohnt, während unerwünschtes Verhalten zum Verbleib in der aktuellen Stufe oder zum Zurückfallen auf die vorherige Stufe führt. Regelverstösse können freiheitseinschränkende disziplinarische Konsequenzen nach sich ziehen. Ein weiteres Ziel einer mobiltelefonfreien Zeit ist, dass sich die Jugendlichen mit der Gruppe auseinandersetzen, statt sich mit dem Gerät ins Zimmer zurückzuziehen.

Medienbildungsangebote

Die Medienbildung erfolgt bei diesem Regelungsmuster vorwiegend informell über die Arbeit mit den Bezugspersonen und ist situations- oder anlassbezogen. Jederzeit können lebensweltliche Themen wie Mediennutzung oder Sucht in Einzelgesprächen mit den Bezugspersonen besprochen werden. Punktuell werden formale Bildungsangebote (mit präventivem Charakter) gemacht, etwa im internen Schulprogramm, mit Fokus auf der Aufklärung über illegale Inhalte und Prävention. Gelegentlich werden entsprechende Themen in non-formalen Settings, etwa in Gruppendiskussionen, behandelt.

Laut den Jugendlichen sind Gespräche über digitale Medien möglich, werden aber selten geführt. Auf die Frage, ob er das Gefühl habe, dass er die Fachpersonen fragen könne, wenn er etwas über digitale Medien wissen will, meint ein Jugendlicher: *«mit der Bezugsperson kann man eigentlich alles anschauen»* (Robin – 17). Eine andere Jugendliche meint: *«Wir haben es mal angeschaut. Aber es gibt Themen, die wichtiger sind. Dann drängt es wie ein Hintergrund»* (Hannah – 16). Sie wünscht sich mehr Gespräche in der ganzen Gruppe – das würde ihr helfen.

Laut den Jugendlichen beschränken sich Gespräche mit Fachpersonen über ihren Medienumgang grösstenteils auf die Benennung von Verboten und strafbaren Inhalten. Die Themen werden oft im Sinne von «Schwarz oder Weiss» kommuniziert, ohne ins Detail zu gehen: *«Sie sagen uns, dass wir das und das nicht auf dem Handy haben dürfen, das ist strafbar»* (Hannah – 16). Offene Gespräche über Erlebnisse, positive Aspekte oder Gefahren der Mediennutzung, die über die blosser Einhaltung der Regeln hinausgehen, finden gemäss den Jugendlichen *«eigentlich nicht»* statt (Noa – 18). Auch ein anderer Jugendlicher hat solche Gespräche *«noch nie erlebt»* (Mateo – 18).

Ein Jugendlicher berichtet von einer Projektwoche zu Medien (Cybermobbing, Internetgrundlagen), an der er teilnahm und die er *«spannend»* fand (Samir – 16). Einige Jugendliche werden in der Schule zu Risiken aufgeklärt, was sie grundsätzlich befürworten.

Ausgestaltung der Regelungen

Die «Handyzeiten» sind bei diesem Regelungsmuster klar definiert, ihr Umfang richtet sich nach dem Strukturierungsgrad der jeweiligen Wohngruppe und dem Wochen- bzw. Stufenplan. So muss das Mobiltelefon in offenen Wohngruppen beispielsweise während der Arbeitszeit abgegeben werden. In manchen Einrichtungen dürfen die Jugendlichen ihr Mobiltelefon etwa nach dem Ende der Tagesstruktur bis zur Nachtruhe benutzen. In zwei Einrichtungen gilt explizit ein Mobiltelefonverbot zu Zeiten der Tagesstruktur: *«Also wenn man krank ist, dann bekommt man das Handy nicht»* (Noa – 18). Diese Regelung verhindert laut den Fachteams, dass Verweigerung und *«Krankmachen»* belohnt werden. In manchen Einrichtungen darf das Mobiltelefon im internen Schulprogramm punktuell verwendet werden – hier gibt es anschliessend eine Handykontrolle, um die Medienaktivitäten der Jugendlichen nachzuvollziehen. Über Nacht muss das Mobiltelefon meist abgegeben werden. An Wochenenden und in den Ferien wird die «Handyzeit» zum Teil deutlich verlängert. In manchen Einrichtungen ist es gegen Ende des Aufenthalts möglich, dass die Jugendlichen ihr Mobiltelefon rund um die Uhr behalten können.

Manche Alltagsverfehlungen, insbesondere wenn das Mobiltelefon nicht pünktlich abgegeben wird, führen zu einer unmittelbaren Einschränkung der Nutzung. Die Sanktionen konzentrieren sich meist auf die temporäre oder dauerhafte Einschränkung der (teilweise gerade erst erworbenen) «Handyzeit».

Grundsätzlich und unabhängig vom Stufen-/Phasenplan gilt: Ausserhalb der Einrichtung, etwa bei Aussterminen oder am Wochenende, dürfen die Jugendlichen ihr Mobiltelefon bei sich tragen. Teilweise hat dies auch einen Kontrollcharakter, so müssen die Jugendlichen einer Einrichtung etwa zu bestimmten Zeiten ihren Livestandort teilen.

Eine Kürzung der «Handyzeit» geschieht bei Regelverstössen oder unerwünschten Verhaltensweisen. Dazu zählen zum Beispiel Verschlafen, eine zu späte Abgabe des Mobiltelefons, die Nichtabgabe von Urinproben oder die Nutzung von verbotenen digitalen Inhalten. Die Kürzungen finden in unterschiedlichem Umfang statt: von stundenweiser Wegnahme bis hin zur Dauer von einer Woche.

Eine Ausweitung der «Handyzeit» geschieht allgemein bei Wohlverhalten und guten Leistungen und konkret bei einem Aufsteigen im Stufen-/Phasenplan. In manchen Einrichtungen können die Jugendlichen eine Lockerung beantragen, was dann im Team besprochen wird. In manchen Einrichtungen können die Jugendlichen im Rahmen positiver Tagesbewertungen zusätzliche tägliche «Handyzeit» erwerben.

e) Bewertung des Regelungsmusters «Digitale Medien verdienen» durch die Fachteams

Positive und negative Auswirkungen der Regeln

Aus Sicht der Fachteams schaffen die klaren und transparenten Regeln sowohl für Fachpersonen als auch für die Jugendlichen Handlungssicherheit: Alle wissen, was gilt, und können sich im Alltag daran orientieren. Die Regeln förderten ausserdem die Einhaltung der Tagesstruktur und erhöhten die Arbeitsmoral: Ohne Mobiltelefon arbeiteten die Jugendlichen besser. Ausserdem ermöglichte die anfänglich starke Restriktion der Mediennutzung den Jugendlichen, neue Freizeitaktivitäten zu entdecken. Zumindest einige Jugendliche profitierten längerfristig von der schrittweisen Lockerung und erlernten dadurch einen bewussteren Umgang mit dem Mobiltelefon. Auf diese Weise dienen die zeitlichen Nutzungsregeln für Jugendliche mit einer hohen Mediennutzungszeit als Unterstützung.

Als negative Auswirkung benennt ein Fachteam die Tatsache, dass das Mobiltelefon in den erlaubten Nutzungszeiten eine grosse Rolle spielt:

«Wenn sie das Handy dann in die Schule mitnehmen dürfen, dann ist das sehr präsent jeweils, weil sie es vorher wie halt nicht gehabt haben. Und dann müssen wir jeweils schon schauen, dass sie das in den Griff bekommen.»

Eine weitere negative Auswirkung der Arbeit mit Phasenplänen ist nach Ansicht der Fachteams, dass die Jugendlichen kreative Wege finden, um die Regeln zu umgehen, und heimlich Medien nutzen. So verwendeten sie etwa Zweitgeräte oder griffen über eigene Datenpakete auf Inhalte zu, die im WLAN gesperrt sind. Auch häufige Toilettenbesuche während des Schulunterrichts seien verdächtig. Insgesamt bleibt den Fachteams laut eigener Einschätzung oftmals verborgen, was die Jugendlichen online tun.

Die Nachhaltigkeit einer Verhaltensveränderung ist laut den Fachteams unterschiedlich: Während manche Jugendlichen ihre Nutzungsweise veränderten, fielen andere in alte Nutzungsmuster zurück, sobald die Kontrolle nachlasse. Und es zeige sich der – zumindest kurzfristige – Effekt, dass nach der Aufhebung zeitlicher Einschränkungen die Nutzung des Mobiltelefons stark ansteige und sich die Jugendlichen sozial zurückzögen. Im weiteren Verlauf normalisiere sich das.

Zufriedenheit mit dem Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen»

Die Fachteams zeigen sich grösstenteils zufrieden mit dem Regelungsmuster. Eine nur teilweise Restriktion begrüssen sie: Sie finden es wichtig, dass die Mediennutzung zeitweise erlaubt ist, da ein generelles Verbot nicht der Lebensrealität der Jugendlichen entspreche. Zum Ausmass der (pädagogisch notwendigen) Einschränkungen werden in den Gruppeninterviews unterschiedliche Einschätzungen getroffen. Die Fachteams sind sich häufig uneins, wie streng die Medienregeln sein sollen.

Für die Umsetzung der Regeln braucht es nach Einschätzung der Fachteams eine Portion «gesunden Menschenverstand», etwa bei Regelverstössen oder wenn die Jugendlichen die Bedingungen einer Regel aushandeln wollen.

Im Hinblick auf die Nachhaltigkeit der Nutzungsveränderungen beschreiben die Fachteams ein Spannungsfeld: Einerseits geben die Regeln Struktur und sorgen für einen aus ihrer Sicht angemessenen Medienumgang der Jugendlichen. Andererseits wird das übergreifende Ziel – die Jugendlichen sollen lernen, selbständig einen verantwortungsvollen Umgang mit digitalen Medien zu entwickeln – nicht erreicht. Dafür müsse schrittweise mehr Verantwortung auf die Jugendlichen übertragen werden. Alle Einrichtungen mit dem Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen» setzen sich –ausführlich oder am Rande – mit diesem Spannungsfeld auseinander.

f) Bewertung des Regelungsmusters «Digitale Medien verdienen» durch Jugendliche

Das Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen», das die Mediennutzung an das Wohlergehen koppelt und eine schrittweise Erhöhung der Nutzungszeit vorsieht, ist für die Jugendlichen ein prägender Bestandteil des Einrichtungsalltags. Ihre Bewertungen des Regelungsmusters sind ambivalent und bewegen sich zwischen der Wertschätzung des Gewinns an digitaler Freiheit und der Kritik an einer mangelnden Flexibilität des Systems.

Tägliche «Handyzeit» – essenziell, aber zu wenig

Die Jugendlichen schätzen es grundsätzlich sehr, dass sie ihr Mobiltelefon im Rahmen des Regelungsmusters «Digitale Medien verdienen» (wieder) täglich benutzen dürfen. Viele waren zuvor in geschlossenen Wohngruppen ohne Mobiltelefongebrauch, nun wird diese Regelung als grosser Gewinn und wichtiger Schritt in Richtung einer grösseren digitalen Freiheit und Selbstständigkeit empfunden:

«Es ist besser als auf der Geschlossenen. Auf der Geschlossenen hat man das Handy gar nicht. Dort hat man es über die ganze Woche lang nicht. Nur wenn man Ausgänge oder Wochenenden hat, kann man das Handy mitnehmen. Aber sonst gar nicht. Ich bin schon sehr froh, dass man es hier überhaupt haben darf. [...] Ich bin jetzt eingestiegen mit einer Stunde Handyzeit pro Tag. Diese kann ich mir selbst einteilen.» (Robin – 17)

«Bevor ich hierhergekommen bin, dachte ich, man hätte gar kein Handy. Deshalb hat es mich positiv überrascht, als ich dann hierhergekommen bin und erfahren habe, dass ich mein Handy bekomme.» (Noa – 18)

Die «Handyzeit» ist für die Jugendlichen hochbedeutsam für die Pflege von Kontakten zur Aussenwelt. Besonders wichtig ist den Jugendlichen der digitale Kontakt zur Familie, da sie diese nur selten sehen, aber auch zum Freund oder der Freundin sowie zu Peers ausserhalb der Einrichtung. Das Mobiltelefon dient als Brücke zur «Aussenwelt» (David – 15):

«Ich würde sagen, dass ich jetzt gerade nicht ohne Handy könnte. Denn ich bin halt nicht so in der Aussenwelt. Ich weiss halt nicht so was läuft.» (David – 15)

«Das Handy ist das, was man hat, um von draussen etwas zu erfahren. Vor allem, wenn man in der Halbgeschlossenen ist, erfährt man ohne Handy nicht so viel von draussen.» (Mateo – 18)

Die begrenzte Zeit wird auch für Zeitvertreib und Unterhaltung genutzt. Die Aktivitäten konzentrieren sich auf populäre Social-Media-Plattformen (TikTok, Instagram, Snapchat), Streaming-Dienste (Netflix) und Gamen.

Aus Sicht der meisten Jugendlichen ist die Nutzungszeit allerdings zu kurz, und die starre Taktung der erlaubten «Handyzeiten» sei oft unpraktisch, da die Aussenkontakte (z.B. Peers) zu dieser Zeit arbeiten oder in der Schule seien. Die Jugendlichen argumentieren, dass die begrenzte Dauer ihre Möglichkeiten beschränke, essenzielle Sozialkontakte zu pflegen:

«Also ich finde, ich bin jetzt in der höchsten Phase. Und ich finde, wenn man in der höchsten Phase ist, sollte man das Handy von mir aus, kann man es ganz haben. Und wenn sie das nicht erlauben, dann wenigstens einfach über den Tag. Also einfach über die Nacht abgeben. Und auch über den Tag. Und für die, die neu kommen, man sollte ein wenig mehr Handyzeit geben.» (David – 15)

«Aber ich finde halt, wir haben hier das Handy schon zu wenig. Eine Stunde ist viel zu wenig, für dass wir auf der Übergangsgruppe sind. Auch zwei Stunden sind echt wenig. Weil wir sind hier drin, wir können nicht einfach so spontan mit Kollegen raus, wenigstens dass wir Kontakt zu ihnen haben. Das ist noch wichtig.» (Hannah – 16)

Die zeitlichen Restriktionen führen bei den Jugendlichen mitunter zu erheblichem sozialem Stress, da sie in der Kommunikation mit Peers ausserhalb der Einrichtung nicht transparent sein können. Eine Jugendliche beschreibt die Notsituation, in der sie sich wegen der begrenzten Erreichbarkeit befindet:

«Ich finde, es bräuchte mehr Handyzeit. Weil hier es ist echt wenig, echt wenig. Viele wissen auch nicht, dass ich in einem Heim bin. Ich muss mir jedes Mal eine Lüge ausdenken, die ich ihnen sage. Das ist auch stressig. Meine Kollegen anlügen zu müssen, weshalb ich mein Handy nicht habe. Und irgendwie finde ich das auch peinlich.» (Hannah – 16)

Eine Jugendliche mit einer niedrigen Mediennutzung beschreibt solch strikte Regeln ausserdem als stigmatisierend, da sie ihr das Gefühl geben, als «Heimkind» gelabelt zu sein, dem man nicht zutraut, die Nutzung selbst zu regeln:

«Du fühlst dich dann so anders, also so wie nochmal gelabelt, ah Heimkinder, andere Regeln, ja, die haben es nicht im Griff.» (Antonia – 17)

Fix definierte, kurze «Handyzeiten» erzeugen ausserdem einen Nutzungszwang:

«Hier bin ich nie zwei Stunden am Handy. Aber dort in der Klinik, wo ich nur zwei Stunden hatte, dann bist du zwei Stunden am Handy, weil du das Gefühl hast, jetzt muss ich das doch brauchen. Jetzt muss ich schreiben, machen und tun.» (Antonia – 17)

Zu streng und nicht bedarfsgerecht – das Punktesystem

Viele Jugendliche betrachten die Stufen- oder Phasenmodelle als zu starr und zu pauschal. Sie stören sich insbesondere daran, dass sich die Medienregeln nicht an ihrem tatsächlichen Umgang mit dem Mobiltelefon und ihren medienbezogenen Bedarfen orientieren. Die Stufen- oder Phasenmodelle orientieren sich vielmehr daran, wie gut Jugendliche mit allgemeinen Alltagsanforderungen (Ordnung, Hygiene, Benehmen) zurechtkommen. Hier wünschen sich die Jugendlichen ein flexibleres System, das stärker auf ihre individuellen Kompetenzen eingeht.

Ein Jugendlicher stellt die Angemessenheit der Regeln grundsätzlich infrage und zieht einen Vergleich zur vermuteten Lebensrealität der Fachpersonen:

«Ich finde, es sollte nicht so streng sein, weil bei uns ist es so, wenn man das Zimmer nicht gut aufgeräumt hat, dann gibt es direkt zwei Punkte Abzug. [...] Ich finde es nicht so fair, weil ich glaube kaum, dass irgendjemand von denen Sozis so krass zuhause aufräumt und so.» (David – 15)

Ergänzend dazu wird eine unterschiedliche Anwendung des Regelsystems durch die Fachpersonen bemängelt. In der Einschätzung der Jugendlichen hängt der Aufstieg im Phasen-/Stufenplan von der Bezugsperson ab:

«Man muss Glück haben, wen man bekommt. Es gibt jetzt hier keinen Sozi, der dein Handy gar nicht aufsteigert. Es muss schon ein bisschen aufsteigen, aber bei einigen Sozis geht es schneller, bei anderen nicht.» (Samir – 16)

Laut den Jugendlichen gibt es vereinzelte Fachpersonen, die individueller reagieren und die Mediennutzung beispielsweise trotz Verschlafens gewähren, wenn sie sich *«eigentlich gut benommen»* haben (Mateo – 18). Dass solche Handlungen laut den Jugendlichen eine Ausnahme darstellen, unterstreicht die Praxis der strikten Regelumsetzung.

Internalisiert – «Digitale Medien verdienen»

Die Ausweitung der Nutzungsdauer des Mobiltelefons ist im Rahmen des Stufen- oder Phasenplans an den Nachweis von Verlässlichkeit und an die Einhaltung zentraler Alltagsanforderungen geknüpft. Bei vielen Jugendlichen ist dieser Zusammenhang fest verankert und führt zu einer Internalisierung des Belohnungsprinzips. Für die Jugendlichen sind digitale Freiheiten das Ergebnis ihres Engagements:

«Ich finde es eigentlich gut. Also wenn, wenn man arbeiten geht, dann hat man, dann hat man sich das Handy wie auch verdient. [...] Für mich ist das wie, das Arbeiten eine Motivation dafür, dass ich am Abend das Handy bekomme. Und ja, darum gehe ich auch arbeiten. Regelmässig, immer eigentlich.» (Noa – 18)

So meint der Jugendliche, dass er sich ohne diese Regeln eher mal *«krankmelden»* würde.

Schritt für Schritt erarbeiten sich die Jugendlichen grössere digitale Freiheiten. Eine umfangreiche «Handyzeit» ist deshalb für sie ein hart erarbeitetes Gut und ein individueller Erfolg:

«Die Handyzeit wird immer ein bisschen mehr, mehr und mehr. Aber das muss man sich erst mal verdienen.» (Samir – 16)

«Ich bin jetzt fast ein Jahr hier und habe so lange dafür gearbeitet, um zwei Stunden Handyzeit zu bekommen. Jetzt bin ich der von meiner Gruppe, der am meisten Handyzeit hat. Also ich bin am weitesten in den Phasen.» (David – 15)

Dass die Nutzung der «Handyzeit» je nach Phase oder Stufe unterschiedlich ist, betrachten die Jugendlichen im Kontext des verinnerlichten Leistungsprinzips als gerecht:

«I: Findest du es gut, dass es Unterschiede gibt zwischen euch auf der Gruppe?
Ja. Ich habe mir das erarbeitet, ich habe lange gebraucht, bis ich mein Handy die ganze Zeit bekommen habe. Ich habe echt an mir gearbeitet. Ich habe es verdient. Aber jemand, der am Anfang steht und das Handy eine halbe Stunde hat, und sich auch nicht viel Mühe gibt, der verdient es halt einfach nicht.» (Hannah – 16)

Damit ist auch gerechtfertigt, dass die Regeln je nach Stufe und Phase unterschiedlich sind: *«individuell finde ich es schon gut»* (David – 15). Die Akzeptanz für Unterschiede zwischen den Jugendlichen wird zudem durch soziale Rücksichtnahme unter den Peers erhöht. Wenn Jugendliche mit umfangreicherer Nutzungszeit trotz ihrer Privilegien ihr Verhalten an Jugendliche mit kürzeren Nutzungszeiten anpassen, sind die Unterschiede in Ordnung:

«Das ist für mich okay. Sie legen das Handy meistens weg, wenn sie mit mir rauchen oder reden. Oder sie machen etwas mit mir.» (Celina – 16)

Die Jugendlichen sind mit dem Belohnungssystem vertraut und haben die Konsequenzen bei Regelverstössen internalisiert. So beschreiben sie Sanktionierungen in einer klaren «Wenn-X-dann-Y-Logik» nach dem Prinzip der direkten Verantwortung:

«Wenn man das Handy nicht um viertel nach sieben abgibt, darf man es an dem Tag nicht über Nacht behalten.» (Mateo – 18)

«Also eben mein Wecker klingelt und manchmal verschlafe ich. Und wenn ich verschlafe, bekomme ich mein Handy am Mittag und wenn ich pünktlich aufstehe, bekomme ich es am Morgen.» (Sara – 15)

Somit akzeptieren die Jugendlichen die Konsequenzen als direkte Folge des eigenen Handelns. Für einen Jugendlichen sind die Sanktionen ein kalkulierbarer Teil des Systems:

«Nicht schlimm eigentlich. Es kommt einfach so nach Phase. Ich habe nie, glaube ich, etwas wegen dem nicht geschafft.» (Robin – 17)

Er verortet die Verantwortung für die Konsequenzen beim Individuum und distanziert sich von denjenigen, die die Regeln nicht beherzigen:

«Ich glaube, es gibt auch Jugendliche, die es nicht so ernst nehmen. Aber ja, sie sind selbst schuld, sozusagen. Aber ich nehme es schon ernst.» (Robin – 17)

Privilegien «wirken» – schrittweise Verhaltensveränderungen

Der Wunsch nach mehr «Handyzeit» ist eine mächtige Triebfeder für eine Verhaltensveränderung:

«Der einzige Grund, wieso ich in die nächste Phase wollte, war wegen meinem Handy. Das war mein einziges Ziel. Das war mein einziger Fokus, den ich hatte. Und so konnte ich es auch erreichen. Mir hat es geholfen. Es gibt auch solche, denen es nichts nützt. Das ist ihnen scheissegal. Das sind auch solche, die gehen auf Kurve, dann sind sie sowieso nicht hier. Aber es gibt schon viele, die arbeiten extra gut, um ihr Handy zu bekommen.» (Hannah – 16)

Diese extrinsisch motivierte Anpassung führte für eine Jugendliche zu einem langfristig veränderten und für sie positiven langfristig veränderten Umgang mit digitalen Medien:

«Ich war handysüchtig gewesen. Ich bin die ganze Zeit an meinem Handy gewesen. Jetzt konnte ich das hier lernen. Das ich auch mal das Handy weglegen sollte. (Hannah – 16)

Manche Jugendliche begrüßen das stufenweise Vorgehen, da eine sofortige uneingeschränkte Nutzung sie überfordern würde:

«Den Stufenplan finde ich gut. Ich würde es nicht so gut finden, wenn man das Handy direkt die ganze Nacht und den ganzen Tag hat. Dann wäre man auch überfordert. Deshalb finde ich es gut, dass es so schrittweise geht.» (Celina – 16)

Privilegien «wirken» nicht – fehlende Übernahme von Verantwortung

Andere Jugendliche beurteilen die Regeln als zu streng. Sie fordern eine stärkere Berücksichtigung ihrer Perspektiven und individuellen Bedarfe und wünschen sich Lerngelegenheiten sowie die Möglichkeit zu eigenständigen Entscheidungen, inklusive dem Erleben der Konsequenzen. Statt ausschliesslich Regulierung möchten sie also Partizipation und Selbstwirksamkeitserleben:

«Es wäre allerdings besser, wenn ich selber entscheiden könnte, wie lange ich das Handy haben will. Es wäre zumindest ein bisschen besser, wenn man ein bisschen mitreden dürfte und wenn man wenigstens ein bisschen zuhört. [...] Es wird ein bisschen zu wenig auf uns gehört. Schlussendlich ist es mein Handy und es gehört mir. Ich verstehe schon, dass man den Umgang damit noch lernen muss. Aber so lerne ich es nicht. Ich lerne den Umgang mit dem Handy nicht, wenn mir jemand sagt, wann und wie ich es benutzen darf.» (Sara – 15)

«Das habe ich eigentlich gut gefunden, denn dort [in der anderen Einrichtung] durfte man das Handy immer dabei haben. Auch über Nacht, ausser zum Arbeiten, da muss man es abgeben. Das habe ich gut gefunden, weil man dort auch ein bisschen Verantwortung übernehmen kann. Man kann zum Beispiel auch ein bisschen zeigen, dass man auch mit Handy am Morgen aufstehen kann. Hier bekomme ich gar nicht die Chance zu zeigen, dass ich es könnte.» (Noa – 18)

«Also, ich sage es ganz ehrlich: Ich finde, es macht am meisten Sinn, wenn man das Handy bei sich haben kann. Weil es bringt meiner Meinung nach nichts, wenn man das Handy einem wegnimmt.» (Mateo – 18)

Diese Jugendlichen betrachten den Lernprozess als notwendig, ihrer Ansicht nach schieben strenge Regeln die Entwicklung von Selbstregulationsfähigkeiten nach hinten. So führe das nächtliche Verbot von Mobiltelefonen in der halbgeschlossenen Wohngruppe gemäss einem Jugendlichen dazu, dass es beim Wechsel in die offene Wohngruppe zu Schlafdefiziten komme, weil den Jugendlichen die Erfahrung des eigenverantwortlichen Umgangs mit dem Medium fehle.

Eine andere meint, dass die negativen Auswirkungen einer Lockerung eher überschätzt werden:

«Und ich finde auch so, wenn ich es jetzt über Nacht hätte, wäre ich vielleicht ein bisschen länger wach. Aber jetzt auch nicht so, dass ich am Morgen nicht aufstehen könnte, was ich eigentlich sowieso nicht kann.» (Sara – 15)

Fachpersonen: Schlüsselstelle der Macht

Im Rahmen des Stufen- oder Phasenmodells werden durch die Fachpersonen zunehmende digitale Freiheiten durch die Fachpersonen gewährt. Hier agieren die Fachpersonen sowohl als Kontrollinstanz, die die Einhaltung der Regeln überwacht, als auch als Verhandlungspartner:innen, die eine gewisse Flexibilität in der Anwendung der Regeln zeigen können.

Die Jugendlichen haben verinnerlicht, dass Kooperationsbereitschaft und Mitwirkung im Alltag die Wahrscheinlichkeit für eine gelegentliche kulante Auslegung der «Handyzeit» erhöhen. Eine Jugendliche beschreibt diesen Aushandlungsprozess vor dem Hintergrund der Machtposition der Fachpersonen:

«Mit dem Handy sind sie halt schon, wenn du auf sie hörst, geben sie dir dein Handy mal fünf Minuten länger. Aber wenn du sagst: 'Nein ich gebe mein Handy jetzt nicht ab', dann funktioniert das nicht. Dann ist es ja logisch, dass sie dir dein Handy wegnehmen.» (Hannah – 16)

Während hier beschrieben wird, wie digitale Freiheiten innerhalb des Regelsystems mit Wohlverhalten maximierbar sind, verfolgen andere eine konfrontative Strategie:

«Es gibt schon Auseinandersetzungen. Ich weiss nicht, die Jugendlichen hier sind _ Ich weiss nicht, es ist so, die wollen das Handy einfach, auch wenn sie wissen, dass sie es nicht bekommen. Die wollen es trotzdem und gehen diskutieren, so. [...] Ja, keine Ahnung, ein Jugendlicher sagt, ein Sozi, der aber schon gegangen ist, hat ihm gesagt, dass er das Handy bekommt. Und dann geht er zu diesen Sozis und sagt das. Und dann bekommt er es nicht und dann diskutiert er halt und ja.» (Noa – 18)

Die Regelung wird so zu einem zentralen Reibungspunkt und drängt die Fachpersonen in die Rolle von Regulierenden, wobei die Jugendlichen Schlupflöcher suchen, um ihre Ansprüche durchzusetzen.

Besonders störend ist es für die Jugendlichen, wenn die Fachpersonen in ihrer Machtposition keine Vorbildfunktion einnehmen. Sie empfinden es als Ungerechtigkeit, dass sie selbst strengen Reglementierungen unterliegen, während die (sozial-)pädagogischen Fachpersonen scheinbar uneingeschränkt über das Medium verfügen:

«Was ich scheisse finde, ist, wenn wir unsere Handys nicht die ganze Zeit haben, dann finde ich es unfair, dass die Sozis ihre Handys die ganze Zeit benutzen können. Ich finde das so unfair. Allgemein, was die Regeln betrifft, sollten sie genau die Regeln einhalten. Wenn dann irgendein [Name] kommt und er meint, nur weil er ein Sozi ist, muss er die Regeln nicht einhalten, dann finde ich das echt frech. Es ist je nach Sozi anders. Aber meistens ist das Handy in der Hosentasche. Nachher wenn es piepst, schauen sie drauf. Auch beim Rauchen. Die sind die ganze Zeit am Handy.» (Hannah – 16)»

«Auf der Geschlossene habe ich es manchmal frech gefunden. Dort haben manchmal Mitarbeiter das Handy vor uns gebraucht. Ja, und dann wollte man es halt auch. Ja, aber dann haben wir gesagt, Handy darf man hier nicht brauchen.

I: Und was sagen sie dann?

Ja, ich darf. [...] Wenn ich zurückblicke, war es ein bisschen lustig. Aber dort hat es schon etwas genervt, weil sie das Handy haben und wir nicht.» (Robin – 17)

Und auch wenn ein grundsätzlicher Konsens besteht, dass Sanktionen ihre Berechtigung als Reaktion auf selbstverschuldetes Fehlverhalten haben, kritisieren manche Jugendlichen Massnahmen als unverhältnismässig und als Ausübung von Macht. Laut einer Jugendlichen setzen Fachpersonen manchmal Sanktionen ein, um Kritik im Keim zu ersticken:

«Sie nutzen echt oft ihre Macht aus. Das geht echt nicht. Wenn ich anfangen, darüber zu diskutieren, wie sie ihre Macht ausnutzen, ist es vorbei. Dann heisst es wieder: 'Nein, nicht diskutieren, sonst landest du im Zimmer.' Ich bin normal mit ihnen darüber am Diskutieren, weil ich das unfair finde. Wenn mir etwas nicht passt, sage ich es direkt. Dann drohen sie damit, mich ins ins Zimmer zu stellen. 'Ich gebe dir die und die Konsequenzen. Ich nehme dir dein Handy weg.' So geht es auch nicht. Wenn sie die ganze Zeit beginnen zu drohen, mir das Handy wegzunehmen, habe ich auch keine Lust mehr. Man sollte miteinander sprechen, anstatt direkt die Macht auszunutzen.» (Hannah – 16)

In diesen zugespitzten Momenten fungieren Sanktionen nach dem Empfinden der Jugendlichen nicht mehr als logische, nachvollziehbare Konsequenz aus einem Fehlverhalten, sondern verkommen zu einem Machtinstrument. Das Mobiltelefon als Sanktion wegzunehmen, ist besonders hart:

«Weil, die Jugendlichen haben sowieso ihr Handy schon wenig. Wenn ein Sozi sagt, man müsse das Handy früher abgeben, dann drehen die meisten komplett durch.» (Hannah – 16)

Die weitere Begrenzung der knappen Ressource Mobiltelefon wird somit als Machtmittel erlebt, das eine Eskalation von Konflikten wahrscheinlicher macht, anstatt sie deeskalierend zu lösen.

Unter Druck – Jugendliche zwischen Regeln und Ausweichverhalten

Subversive Umgehung von Einschränkungen: Die Praxis des «Bunker-Handys»

Rigide Abgabepflichten für Mobiltelefone, besonders in halbgeschlossenen Settings, provozieren vielfältige Umgehungsstrategien. Das sogenannte «Bunker-Handy» – ein in der Einrichtung geschmuggeltes Zweitgerät – ist ein zentrales Element dieser Gegenpraxis und dient der Mediennutzung in Zeiten mit Nutzungsverbot:

«Und es gab schon Mädchen, die irgendwie Dinge gemacht haben, so das Handy reingeschmuggelt und so, weil sie einfach keine Lust hatten, es abzugeben.» (Victoria – 12)

Die Beschaffung, das Hineinschmuggeln und das Verbergen der Zweitgeräte erfordern von den Jugendlichen ein hohes Mass an Kreativität und Risikoaffinität. Die erste Hürde ist das Einschleusen des Mobiltelefons – ein aufwendiger, oft gemeinschaftlicher Akt, der logistische Planung erfordert. Manche Jugendlichen beschreiben entsprechend elaborierte Methoden. Zimmerkontrollen («Filzen») stellen eine ständige Bedrohung dar, weshalb es der fortlaufenden Optimierung der Verstecke bedarf.

Aufgrund der gemeinsamen Anstrengungen und mit seinem Geheimnischarakter stärkt das «Bunker-Handy» die Gemeinschaft. Die gemeinschaftsfördernde Funktion zeigt sich auch in einer geteilten Nutzung:

«Wenn jemand ein Bunker-Handy hat, dann ist er nicht die ganze Zeit am Handy und die anderen schauen ihm zu. Nein, er macht dann meist so Musik oder so, damit alle etwas davon haben. Oder wir schauen zusammen einen Film. Das haben wir oft gemacht, wir haben abends immer zusammen geraucht und einen Film geschaut.» (Mateo – 18)

So entwickeln sich um die geheime Mediennutzung ein soziales Ritual, ein Gefühl der Normalität und des Zusammenhalts. Die Kenntnis über die Existenz von Zweitgeräten wird, wenn möglich, auf einen

«engen Kreis» beschränkt, denn «wenn es zu viele wissen, wissen es plötzlich die Sozis» (Hannah – 16). Bei einer Konfrontation mit den Fachpersonen halten die Jugendlichen jedoch zusammen: «Wenn es hart auf hart kommt, sind wir Jugendliche gegen die Sozis» (Hannah – 16).

Die Existenz von Zweitgeräten fungiert nach dieser Logik als stille Kritik. Ein Jugendlicher sieht die heimliche Beschaffung als logische Reaktion auf überzogene Verbote, andere vermuten, dass Zweitgeräte überflüssig würden, wenn eine nächtliche Nutzung erlaubt wäre. Regeln führen nach dieser Auffassung zu Regelüberschreitungen und nicht zu Verhaltensveränderungen:

«Also ich glaube, das Ding bei Jugendlichen ist, wenn man etwas machen will, macht man es sowieso. Ist egal, was die Erwachsenen sagen. [...] Und ich glaube auch, wenn man das Handy nicht hat, schmuggelt man halt eins rein. [...] Und ich glaube, Sozis denken manchmal schon, dass sie etwas schlauer sind als wir, aber sind sie eigentlich nicht, vor allem nicht, was Thema Handy angeht. Die wissen nicht mal, was ich alles auf meinem Handy mache, so. Oder ob ich ein zweites oder ein drittes Handy noch bei mir habe, wissen sie auch nicht.» (Sara – 15)

Einige Jugendliche richten als Reaktion auf Regulierungen subversive Ratschläge an ihre Peers:

«Lernt, wie ihr euer Handy in der Nacht in euer Zimmer schmuggelt. Das ist ganz wichtig.» (Jonas – 17)

«Zum Beispiel einem Kollegen seinen Account geben. Wenn jemand ihm schreibt, hat man immer einen Kollegen, der ihm zurückschreiben kann. Er hat meinen Account zum Beispiel. Dann kannst du ihm immer sagen, was er schreiben sollte und was er nicht schreiben sollte.» (Emilio – 16)

Mobiltelefon weg für alle – warum Jugendliche Konflikte verstecken

Eine von Jugendlichen als besonders unfair empfundene Form der Bestrafung sind Kollektivstrafen. Dabei werden Konsequenzen für das Fehlverhalten einer einzelnen Person auf die Gesamtgruppe ausgeweitet – unabhängig von der individuellen Beteiligung. Regelverstösse von einzelnen führen so mitunter zu neuen Regeln, die für alle gelten:

«Aber ich finde es immer so, wenn einer bestraft wird, werden alle bestraft, sagen wir es so. Oft ist es so, wenn ein Jugendlicher Scheiss macht, dann wird eine Regel eingeführt, die für alle Jugendlichen gilt. Und das ist halt nicht so schön, weil, es gibt Jugendliche, die nichts damit zu tun haben. Zum Beispiel dieses Video, das es über die Schlägerei gegeben hat. Jetzt werden alle Handys kontrolliert. Und auch bei denen, die nicht betroffen waren, werden jetzt die Handys durchgeschaut und so gesagt private Sachen angeschaut.» (Mika – 17)

Im Bereich der digitalen Medien wird beobachtet, dass Angst vor Strafen die Offenheit gegenüber den Fachpersonen verringert. So werden zum Beispiel Online-Streitigkeiten unter den Jugendlichen möglichst verborgen gehalten:

«Ja, das passiert häufig. Aber hinten durch, so dass es die Sozis wie nicht mitbekommen. [...] Weil, manchmal sind es auch nur so kleine Streite, die man ganz einfach klären könnte. Und wenn das dann Sozis mitbekommen, wird es ein riesiges Ding.» (Hannah – 16)

Die Sorge, ein Konflikt könnte zu einer überzogenen Reaktion der Fachteams führen, motiviert die Jugendlichen dazu, Streitigkeiten lieber unter sich zu regeln oder sie zu ignorieren – statt das Risiko eines Mobiltelefon-Entzugs für die ganze Gruppe einzugehen.

«Auf Kurve gehen» als Reaktion auf Medienbeschränkungen

Einige Jugendliche stellen einen Zusammenhang zwischen strikten Mobiltelefonregeln und vermehrtem «Auf-Kurve-Gehen» (unerlaubtem Verlassen der Einrichtung) her:

«Weil jetzt, es gehen halt auch Leute auf Kurve. Das hängt auch mit dem Handy zusammen, es liegt nicht nur am Handy, aber eben auch.» (David – 15)

Einen früheren Aufenthalt in einer Einrichtung, in der die «Handyzeit» auf zwei Stunden täglich beschränkt war, beschreibt eine Jugendliche so:

«Und das ist so, [das Handy] ist eigentlich mein Eigentum. Und ich wollte es nicht akzeptieren, dass sie die ganze Zeit mein Handy wegnehmen. Danach bin ich halt wirklich relativ viel auf Kurve gegangen.» (Elina – 14)

Diese Schilderungen verdeutlichen, wie restriktive Medienregelungen und Kollektivstrafen zu verdecktem Konfliktverhalten und Regelverstößen beitragen können.

Erhöhte Nutzungsintensität als Reaktion auf Beschränkungen

Jugendliche berichten, dass eine klar begrenzte tägliche Nutzungszeit des Mobiltelefons dazu führt, dass sie diese Zeit unbedingt ausschöpfen wollen oder sogar müssen. Folglich ist der Blick in dieser Phase noch stärker auf das Mobiltelefon gerichtet als bei einer grosszügigeren Verfügbarkeit. Während des erlaubten Nutzungszeitfensters werden alle anderen Tätigkeiten hintangestellt, um die kostbare Zeit für digitale Kommunikation, Soziale Medien oder Spiele maximal zu nutzen.

Diese Fokussierung kann den Druck erhöhen, wichtige digitale Aktivitäten in kurzer Zeit zu erledigen, und führt paradoxerweise mitunter zu einer intensiveren Bindung ans Gerät als bei weniger restriktiven Regelungen. Die zeitliche Beschränkung kann so – entgegen ihrer ursprünglichen Intention – die Bedeutung des Mobiltelefons verstärken:

«Das Ding ist, wenn man das Handy hat, dann ist man meistens die fünf Stunden am Handy. Weil man halt nur die fünf Stunden am Handy hat am Tag. Die meisten sind dann die ganze Zeit am Handy, hören Musik oder telefonieren und so Sachen.» (Mateo – 18)

Eingriff in die Privatsphäre – Die Praxis des «Handy-Filzens»

Jugendliche aus manchen Einrichtungen beschreiben detailliert, wie das «Filzen» des Mobiltelefons vonstattengeht, bei dem die Fachpersonen das Mobiltelefon der Jugendlichen auf illegale oder unerwünschte Inhalte überprüfen. Zu Beginn müssen die Jugendlichen das Mobiltelefon entsperren:

«Du musst den Code eingeben und dann schauen sie halt alles an, wo sie denken, haben sie Verdacht, Chats und so. Dann löschen sie es. Oder sie weisen mich oder andere darauf hin, dass man es löschen wird.» (David – 15)

Die Kontrolle erstreckt sich auf Inhalte, die «nicht darauf gehören» (David – 15). Dabei beobachtet der Jugendliche eine uneinheitliche Handhabung in Bezug auf persönliche Daten: Während manche Fachpersonen mehr Respekt vor der Privatsphäre zeigten und E-Mails oder Kontakte als privat betrachteten, gebe es andere, die diesen Bereich nicht aussparten.

Eine andere Jugendliche hat aufgrund der zirkulierenden Inhalte Verständnis für die Notwendigkeit des «Filzens». Sie wünscht sich aber eine Form der Umsetzung, in der sie ihre persönliche Würde gewahrt sieht und eine gewisse Kontrolle darüber behält, welche Inhalte sie von sich preisgibt:

«Ich finde es eigentlich etwas Gutes. Weil, viele Videos und Sachen werden rumgeschickt. Und dann ist das auf dem Handy. Das sind Sachen auf dem Handy, die nicht auf dem Handy sein sollten. Aber ich finde, bevor man gefilzt wird, sollte man selbst die Möglichkeit haben, um Sachen zu löschen. Weil vielleicht es ja auch peinlich. Aber ansonsten finde ich, man muss, man muss.» (Hannah – 16)

Ein anderer stellt fest, dass das Verbot des Filmens in der Einrichtung *«nicht so gut klappt»*, da *«regelmässig hier Leute gefilmt»* werden. Aus diesem Grund versteht er, dass Mobiltelefone kontrolliert werden. Auch er wünscht sich eine kooperative Kontrollpraxis, die die Jugendlichen aktiv einbezieht, um die Wirksamkeit zu erhöhen und das Vertrauensverhältnis zu verbessern:

«Ich weiss nicht, vielleicht, mal die Handys kontrollieren. Einfach mal schauen, was drauf ist. Also auch mit den Jugendlichen zusammen. Also jetzt nicht, dass die Sozialpädagogen das alleine machen. Aber einfach mal mit den Jugendlichen zusammensitzen, mal das Handy anschauen und ja.» (Noa – 18)

«Was soll ich dann spielen?» – Frust über Spieleverbote

In einer Institution für straffällige männliche Jugendliche beschwerten sich mehrere Jugendliche über die Regeln zum Gamen. In der Einrichtung bestehen strenge inhaltliche Einschränkungen für die erlaubten Games. So sind keine *«Waffenspiele»* erlaubt. Über diese Verbote äussern die Jugendlichen Unmut. Die erlaubten Games seien *«langweilig»* (Noa – 18). Laut den Jugendlichen würden die Einschränkungen mit einer Deliktrelevanz begründet: *«sie sagen, dass das mit deiner echten Vergangenheit zu tun hat»* (Mateo – 18). Die Einschränkungen seien jedoch zu streng, da selbst Spiele ohne realistische Gewaltdarstellung oder Altersbeschränkung verboten seien:

«Das GTA-Verbot verstehe ich, weil, man ist in der echten Welt, und da kannst du einfach Leute töten. Call of Duty verstehe ich auch, weil man mit richtigen M4 schießt. Aber dass man nicht mal Fortnite spielen darf, es ist ab 12, und es kommt nicht mal Blut raus. Wenn jemand stirbt, geht er auf die Knie und verschwindet einfach.» (Mateo – 18)

«Man darf keine Waffenspiele haben, und man darf keine solchen Spiele spielen. Was soll ich dann spielen?» (Hermant – 18)

Trotz der offiziellen Verbote berichten Jugendliche von Strategien zur Umgehung inhaltlicher Beschränkungen: Trickereien (*«Ich sage immer, das Spiel ist ab 16, aber das ist es dann doch nicht»* Noa – 18) werden ebenso beschrieben wie die Tatsache, dass die Fachpersonen Regelübertretungen tolerierten:

«Sie sagen einfach: ‚Du darfst es nicht spielen‘. Am Schluss machen sie aber nichts. Sie wissen aber schon, dass ich das spiele.» (Noa – 18)

Ein anderer Jugendlicher bevorzugt aufgrund der restriktiven institutionellen Gaming-Regeln Spiele auf dem Mobiltelefon, bei denen er *«selber entscheiden kann»* (Hermant – 18).

Gemeinsame Medienaktivitäten: ein Konfliktherd

Im Vergleich mit dem Regelungsmuster *«Plötzlich auf null»* werden gemeinsame Medienaktivitäten weniger positiv beschrieben, vielleicht weil sie für die Jugendlichen aufgrund der vielfältigeren (auch digitalen) Alternativen eine geringere Bedeutung haben. In den Beschreibungen der Konflikte liegt der Fokus zum Beispiel auf der Filmauswahl. Hierbei kann die Gruppenhierarchie eine zentrale Rolle spielen: *«Die Personen, die am längsten auf der Gruppe sind, haben am meisten zu sagen»* (Hannah – 16). Häufig führten die unterschiedlichen Präferenzen zu langen Diskussionen, die teilweise die gesamte Fernsehzeit in Anspruch nahmen. Manchmal griffen, so die Jugendlichen, die Fachpersonen ein, um solche Diskussionen zu beenden oder eine Auswahl zu treffen.

Medienbildung – wenig vorhanden und wenig relevant

Die Jugendlichen berichten, dass in den Einrichtungen Gespräche über den Umgang mit digitalen Medien nur selten stattfinden. Zwar würden Regelungen zu Medienbesitz und -zeit regelmässig besprochen, eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Mediennutzung oder Medienbildung bleibe jedoch weitgehend aus:

«Also so, so, ich weiss nicht, es hat schon immer so Gruppensitzungen, die wir haben, oder Gruppeninfo, aber dort wird einfach über die Regeln allgemein, was man schlecht macht, also nicht über die Medien und so. Und ja.» (Noa – 18)

Einige Jugendliche berichten, dass das Thema Mediennutzung in der Arbeit mit Bezugspersonen hinter andere Themen zurücktritt:

«Seitdem ich mein Handy die ganze Zeit habe, habe ich die Handynutzung einmal mit meiner Bezugsperson angeschaut. Aber es gibt Themen, die wichtiger sind. Dann drängt es wie ein Hintergrund.» (Hannah – 16)

Gruppensettings, in denen solche Themen behandelt werden könnten, gibt es laut einer Jugendlichen selten, und auch dort werde die Mediennutzung *«mehrheitlich nicht»* thematisiert. Ein Gespräch werde nur dann geführt, wenn Jugendliche das Thema selbst aufbrächten, *«ausser, wenn man einen Sozi darauf anspricht, dann könnte ich mir das vorstellen»* (Hannah – 16).

Wenn Medienbildung stattfindet, wird sie von den Jugendlichen häufig als sehr allgemein und wenig relevant wahrgenommen. Ein Jugendlicher erzählt aus einer Projektwoche: *«Cybermobbing, so verschiedene Dinge wurden uns so ein bisschen erklärt»* Das sei *«noch spannend»*, gewesen, aber er habe *«ein paar Dinge schon gewusst»*. (Samir – 16)

Gefahren und Risiken werden meist unter dem Aspekt der Strafbarkeit angesprochen:

«Eher nicht, aber manchmal informieren sie uns in der Schule über Dinge, die wir eigentlich schon wissen. Aber wir reden schon darüber. Das finde ich sicher nicht schlecht. Ich meine, es hat keinen Nachteil, dass wir darüber reden. Es ist ja auch gut zu wissen, was passieren könnte. Aber wie soll ich sagen? Keine Ahnung. Man weiss es eben schon. Ich glaube, keiner ist so dumm und verschickt ein Nacktbild auf WhatsApp. Und wenn du das machst, wird es vielleicht rumgeschickt und du merkst selbst, was du gemacht hast. (Sara – 15)

«Sie sagen uns, dass wir das und das nicht auf dem Handy haben dürfen. Das ist strafbar. Aber sonst eigentlich nicht» (Hannah – 16)

Die Jugendlichen erkennen grundsätzlich den Bedarf an Medienbildung – insbesondere für Gleichaltrige –, wünschen sich jedoch eine tiefere, praxisnahe und kritischere Auseinandersetzung. Eine Jugendliche kritisiert die mangelnde Aufklärung über Schönheitsideale und digitale Bildbearbeitung:

«Ich glaube, das könnte man auch ein bisschen mehr informieren. Eben, so schaut Leute, das kann man alles bearbeiten. Es gibt ja verschiedene Apps, um den Körper so schlank zu machen und den Arsch so.» (Hannah – 16)

Positive Rückmeldungen beziehen sich auf Angebote, die praxisrelevante und potenziell riskante Themen aufgreifen. So berichtet ein Jugendlicher beispielsweise von einer wöchentlich stattfindenden Unterrichtsreihe, in der digitale Medien thematisiert wurden und auch ein Einblick ins Darknet möglich war:

«Dort hat er uns einfach gezeigt, wie man es machen muss und so. Aber auch, was es alles für Gefahren hat, wenn man das macht.» (David – 15)

Dennoch wünscht er sich eine stärkere und häufigere Auseinandersetzung mit der Mediennutzung:

«Ja, das wäre schon gut, weil, es gibt ja schon gewisse Leute, die das nicht unter Kontrolle haben. (David – 15)

Andere Jugendlichen meinen, dass sie selbst solche Angebote zwar nicht benötigten, sie für andere Jugendliche jedoch für sinnvoll hielten:

«Für mich ist es eigentlich, also ich brauche das nicht, weil, also_ Ja für mich ist, ich brauche das eigentlich nicht so. Ich würde so etwas nicht brauchen, aber ich kann mir gut vorstellen, dass ein paar Leute von hier es brauchen können.» (Samir – 16)

g) Abschliessende Gedanken zum Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen»

Hohe Eingriffsqualität: Die zeitliche Restriktion digitaler Medien greift tief in die Lebensführung der Jugendlichen ein und erschwert bedeutsame Aktivitäten, von Kontaktpflege über Spass und Unterhaltung bis hin zum Musikhören als Bewältigungsstrategie. Die zeitlichen Regulierungen können von Jugendlichen als sinnvoll erlebt werden und zu positiven Veränderungen führen. Solche positiven Veränderungen sind jedoch eher zufällig, da die Zeitregulierung nicht an den individuellen medienbezogenen Bedürfnissen und Lebenslagen ansetzt.

Fehlender Bezug zu (medienbezogenen) Bedarfen: Die Nutzungsregeln orientieren sich in erster Linie daran, wie gut Jugendliche mit allgemeinen Alltagsanforderungen umgehen. Die Regeln berücksichtigen die (medienbezogenen) Bedarfe kaum – und wenn, dann eher zufällig. Bei den Jugendlichen sind die Meinungen gespalten: Einerseits nehmen sie das Regelungsmuster (System Belohnung und Bestrafung) als Hilfe und Anreiz wahr, andererseits fordern sie mehr Flexibilität und Eigenverantwortung.

Fokus auf der Nutzungszeit statt auf Inhalten und Erfahrungen: Vor dem Hintergrund der zeitlichen Restriktionen drehen sich die Interaktionen zwischen Jugendlichen und Fachpersonen um das Dürfen (wann und wie lange dürfen Jugendliche online sein?) und nicht um das Sein (was tun sie? wie erleben sie ihre Aktivitäten? was tut ihnen gut und was nicht?). Je strenger die Nutzungsregeln und je härter die Sanktionen bei Regelverstössen, desto weniger teilen die Jugendlichen Schwieriges und Belastendes mit den Fachpersonen. Der Fokus auf der Regeldurchsetzung verschlechtert die Beziehungsqualität und erschwert eine vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Kontrolle: Die Fachpersonen finden sich in der Rolle von Kontrolleur:innen, welche die Verantwortung dafür tragen, dass zeitliche Regeln eingehalten werden. Selbst grosszügig gestaltete Regeln führen zu Verhandlungen zwischen Fachpersonen und Jugendlichen. Zur Umgehung der Regeln entwickeln die Jugendlichen vielfältige Strategien, etwa durch den Besitz von Zweitgeräten. Die Fachpersonen sehen sich gezwungen, zu reagieren und «Schlupflöcher» zu schliessen.

REGELUNGSMUSTER «PRIVAT IST PRIVAT»

a) Einrichtungstyp

Das Regelungsmuster «Privat ist privat» findet sich in der Studie in offenen sozialpädagogischen Wohngruppen. Der Aufenthalt der Jugendlichen basiert entweder auf einer jugendstrafrechtlichen oder zivilrechtlichen Massnahme oder erfolgt auf freiwilliger Basis.

b) Institutioneller Auftrag

Der institutionelle Auftrag hängt von der Einrichtung ab, die die offene Wohnform anbietet: So übernehmen einige Einrichtungen vorrangig Abklärungsaufgaben, andere bieten kürzere Platzierungen an. Bei manchen liegt der Schwerpunkt auf der Betreuung von Jugendlichen mit psychischer Belastung. Übergreifende Ziele der Einrichtungen sind jedoch in allen Fällen die Stabilisierung und Förderung der Jugendlichen.

Diese ohnehin herausfordernde Aufgabe wird nach Einschätzung der Fachteams durch digitale Medien erschwert. Dennoch müssten diese Medien – insbesondere das Mobiltelefon – in den Alltag einbezogen werden, es gehe nicht ohne.

Verbote im Hinblick auf digitale Medien sind in der Logik dieses Regelungsmusters für die Erfüllung des institutionellen Auftrags hinderlich: Die Jugendlichen sollen lernen, ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse zu erkennen und ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten. Stehen ihnen digitale Medien umfassend zur Verfügung, können sie ihre Erfahrungen im Rahmen ihres Entwicklungsprozesses reflektieren. Die umfassende Nutzbarkeit soll die Fähigkeit zur Selbststeuerung im Umgang mit digitalen Medien fördern.

Nach diesem Verständnis fördert ein offener Rahmen die Entwicklung von Selbstverantwortung, während Verbote diese Zielsetzung behindern. Darüber hinaus soll der offene Rahmen das Vertrauensverhältnis zwischen Jugendlichen und Fachpersonal unterstützen, was wiederum Gespräche erleichtere und Räume zur Selbstreflexion schaffe.

c) Sichtweise der Fachteams auf jugendliche digitale Lebenswelten

Die Fachteams benennen vielfältige positive Elemente von digitalen Medien für Jugendliche. So seien digitale Medien ein wichtiges Mittel für die Alltagsbewältigung und die soziale Teilhabe, sie ermöglichten den Jugendlichen Zugang zu Unterhaltung und Informationen. Jedoch sprechen die Fachteams auch problematische Aspekte an, etwa den Konsum und das Teilen verstörender Videos oder Schwierigkeiten bei der Selbstregulation der Nutzung. Manche Jugendliche seien auf digitale Aktivitäten fixiert und es fehle eine Abgrenzung vom digitalen sozialen Umfeld.

Auch beobachten die Fachteams Selbstgefährdung, etwa durch Inhalte mit Bezug zu Themen wie Selbstverletzung oder problematische Körperbilder. Dies verstärke sich durch thematisch geschlossene Gruppen in sozialen Netzwerken. Mobbing Erfahrungen sind laut einigen Fachteams ebenfalls weit verbreitet. Diese biografische Belastung präge die Mediennutzung der Jugendlichen.

Die Fachteams beobachten daneben eine Mediennutzung von Jugendlichen als Bewältigungshandeln, zur Ablenkung von psychischen Belastungen, zum Einschlafen oder zur Beruhigung.

Insgesamt verfügen die Jugendlichen laut den Fachteams meist über geringe Medienkompetenz. Zwar hätten sie gute technische Fertigkeiten, aber wenig Reflexionsvermögen, ausserdem seien Kenntnisse über rechtliche Rahmenbedingungen und Risiken oft schwach ausgeprägt.

Im Regelungsmuster «Privat ist privat» wird digitales Wohlbefinden als individuelle Autonomie und Eigenverantwortung verstanden. Es wird davon ausgegangen, dass die Jugendlichen selbst am besten wissen, was ihnen guttut, und dass sie ihre Mediennutzung selbst regulieren können und auch regulieren wollen. Wohlbefinden bezogen auf das Medienhandeln wird bei diesem Regelungsmuster als eine Qualität verstanden, die durch Selbstbestimmung entsteht.

d) Das Regelungsmuster «Privat ist privat» im Detail

Pädagogische Einbettung des Regelungsmusters

Das Regelungsmuster «Privat ist privat» ist in unterschiedliche pädagogische Kontexte eingebettet: Manche Einrichtungen orientieren sich an einer beziehungsorientierten Pädagogik. Andere praktizieren eine verhaltensorientierte Pädagogik und regulieren den Alltag mit einem Phasen-/Stufenplan: Höhere Stufen bringen mehr Verantwortung und Freiheiten mit sich, hingegen erfolgen bei unerwünschtem Verhalten Einschränkungen. Jedoch ist die Mediennutzung, im Unterschied zum Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen» aus diesem Phasen-/Stufenplan ausgeklammert. Medienbildungsangebote

In den Wohngruppen bestehen punktuelle formale Medienbildungsangebote, etwa durch thematische Projekttag, im Rahmen des internen Schulprogramms, oder in Form non-formaler Angebote in Gruppensettings. Der inhaltliche Fokus liegt oft auf technischen Aspekten.

Die Reflexion des Medienumgangs findet punktuell im informellen Rahmen der Bezugspersonenarbeit statt. Die Thematisierung problematischer Inhalte geschieht mehrheitlich anlassbezogen, beispielsweise wenn Schlafstörungen oder andere Auffälligkeiten mit dem Medienkonsum in Verbindung gebracht werden. Dies kann entweder auf Initiative der Jugendlichen oder der Fachpersonen geschehen. Die Gespräche, so berichten Fachpersonen, behandelten häufig die Themen Sicherheit, Risiken, Bildschirmzeiten oder problematische Inhalte. Ein anderes Fachteam beobachtet, dass sich aus dem Alltag heraus häufig gute Diskussionen ergeben.

Aus eigenem Antrieb, so die Beobachtung eines Fachteams, benennen die Jugendlichen medienbezogene Themen eher gegenüber jüngeren Mitarbeitenden, denen sie mehr Verständnis und Kompetenz attestieren.

Ausgestaltung der Regelungen

Das Regelungsmuster «Privat ist privat» will die Mediennutzung insgesamt möglichst zurückhaltend regulieren. So ist etwa die Nutzung des Mobiltelefons (fast) durchgängig erlaubt: *«Handy darfst du immer»* (Elion – 16).

In manchen Einrichtungen bestehen keine übergreifenden Regeln in Bezug auf das persönliche Mobiltelefon, insbesondere werden keine digitalen Geräte eingezogen, es gibt keine Zeitbeschränkungen, und es werden keine Sanktionen bezogen auf die Nutzung des Mobiltelefons ausgesprochen. Die einzige Ausnahme sind zeitliche Einschränkungen etwa beim gemeinsamen Essen, bei schulischen Aktivitäten oder während der Arbeitszeit: *«Dann wollen sie halt, dass wir das Handy wegpacken»* (Abdul – 15). Abgesehen von diesen klar definierten Einschränkungen sind die Jugendlichen zeitlich frei in der Mediennutzung. Bei Bedarf werden in manchen Einrichtungen darüber hinaus freiwillige Abmachungen zur Nutzungsregulierung getroffen, beispielsweise die Abgabe des Mobiltelefons zu bestimmten Zeiten, oder eine Begrenzung der Bildschirmzeit, wenn ein Jugendlicher *«nicht abstellen kann»*, oder wenn eine *«Abgrenzungsthematik gegen aussen»* vorhanden ist. In anderen Einrichtungen besteht ein einheitliches zeitliches Nutzungsverbot in der Nacht.

Gewisse Inhalte, etwa Pornografie, sind in manchen Einrichtungen via WLAN gesperrt. Diese Sperre, so berichten Fachteams, umgingen die Jugendlichen allerdings ganz einfach, indem sie über eigene Datenpakete oder Hotspot ins Netz gingen.

Verstöße gegen die (wenigen) Mediennutzungsregeln werden unterschiedlich gehandhabt. So sind in einer Einrichtung klare Konsequenzen formuliert: Wird das Mobiltelefon abends nicht abgegeben, kann es für den Rest der Woche eingezogen werden. Werden vereinbarte Regeln nicht eingehalten, werde aber, so wird betont, auf die jeweilige Person und ihre aktuelle Bedürfnislage eingegangen: *«Das Handy wird den Jugendlichen nicht auf Biegen und Brechen abgenommen»*.

Die Mediennutzung wird insbesondere dann im Bezugspersonengespräch thematisiert, wenn im Alltag Probleme sichtbar werden: etwa, «*wenn die Arbeitsleistung nicht stimmt*», bei sehr hohen Nutzungszeiten oder bei einer Verschuldung durch Onlinekäufe. Grundsätzlich gilt:

«Wenn der Alltag funktioniert, sind digitale Medien an sich kaum ein Thema.»

e) Bewertung des Regelungsmusters «Privat ist privat» durch die Fachteams

Positive und negative Auswirkungen der Regeln

Die Offenheit gegenüber digitalen Medien sowie die geringe Anzahl an Regeln ermöglicht laut Einschätzung eines Fachteams einen individuellen, alters- und entwicklungsgerechten Umgang. Die Offenheit fördere Gespräche, stärke die Beziehung mit den Jugendlichen und trage dazu bei, dass die Jugendlichen aktiv den Kontakt zu den Fachpersonen suchten.

Gleichzeitig gibt es auch kritische Stimmen im Fachteam: Bei einer geringen Selbstregulierungskompetenz der Jugendlichen habe die (nicht reglementierte) Nutzung negative Auswirkungen. Der offene individuelle Umgang wird zwar als fachlich angemessen betrachtet, lässt jedoch den pädagogischen Einfluss begrenzt erscheinen.

Ein Fachteam ist der Meinung, dass die Handhabung überdacht und weiterentwickelt werden müsse. Insbesondere funktionierten die Regeln nicht, wenn eine Suchtproblematik vorliegt.

Auch werden negative Auswirkungen auf das Zusammensein in der Gruppe beobachtet: Nur wenn kein Mobiltelefon zur Verfügung stehe, steige die Aktivität in der Gruppe – ansonsten blieben alle in der eigenen Online-Welt:

«Je mehr Handy-Verfügbarkeit die Jugendlichen haben, desto mehr Probleme gibt es. Der Fokus liegt ständig auf dem digitalen Gerät und führt dazu, dass eine Beteiligung vor Ort kaum möglich ist.»

Der Umgang mit Nutzungsverböten in der Nacht oder zu bestimmten Tageszeiten ist laut den Fachteams dieser Einrichtungen sehr unterschiedlich, manche Jugendliche hielten sich mehr an die Regeln, andere weniger.

Als grundsätzliche Problematik benennen die Fachteams die Schwierigkeit, Einblick in die Mediennutzung der Jugendlichen zu erhalten: Bestehende Gefässe (Bezugspersonengespräche) würden zu wenig genutzt. Das Team wisse nicht, was die Jugendlichen online tun, es bekomme insgesamt sehr wenig mit. Diskussionen über die Mediennutzung kommen laut den Fachteams nur punktuell zustande – wenn sie stattfänden, drehten sie sich oftmals allein um eine problematische Nutzung. Auch brächten Jugendliche aus eigenem Antrieb nur selten medienbezogene Themen zur Sprache, und wenn, dann eher bei «medienaffinen» Fachpersonen. So sagt eine Fachperson, die selbst intensiv gamet:

«Ich habe schon auch gemerkt, dass die Jugendlichen mit gewissen Sachen zu mir gekommen sind, weil sie gemerkt haben, dass ich irgendwie noch so ein Verständnis für die Onlinekultur habe und das auch sehe für das, was es ist, wo sie vielleicht zu jemand anderem nicht gegangen wären.»

Eine Ausweitung der medienpädagogischen Arbeit wird als sinnvoll erachtet.

Auch wenn die Fachteams es fachlich richtig finden, dass digitale Medien kaum eingeschränkt werden, erleben sie begrenzte Steuerungsmöglichkeiten und einen eingeschränkten Einfluss auf die Jugendlichen. Problematische Themen wie übermässige Nutzung, geringe Medienkompetenz oder fehlendes Risikobewusstsein liessen sich nur schwer bearbeiten und schon gar nicht kontrollieren. Positive Entwicklungen in Bezug auf Selbstreflexion und bewusste Mediennutzung seien nur bei einzelnen Jugendlichen sichtbar. Wie gut das Regelungsmuster auf die Bedürfnisse der Jugendlichen passe, hänge somit stark von der Eigenverantwortung und Selbstregulierungsfähigkeiten der Jugendlichen ab.

Eine verpflichtende nächtliche Abgabe der Mobiltelefone ist laut den Fachteams für die Jugendlichen einschneidend und zieht als mögliche negative Konsequenz die Umgehung mit Hilfe von Zweitgeräten nach sich.

Zufriedenheit mit dem Regelungsmuster «Privat ist privat»

Die Zufriedenheit der Fachteams mit dem Regelungsmuster ist unterschiedlich.

Ein Fachteam bewertet es grundsätzlich positiv, dass der offene, beziehungs- und vertrauensorientierte Ansatz mehr Lerngelegenheiten bietet als generelle Verbote. Als problematisch beim Individuellen und Anlassbezogenen werden der fehlende Einblick und die geringe Verbindlichkeit gesehen: Das Team bekomme wenig mit, und wenn ein Anlass zur Sorge bestehe, so werde zwar *«darüber gesprochen»*, aber es bleibe offen, ob daraus eine Veränderung resultiere. So wurde der Wunsch geäußert, *«etwas»* zu haben, um den Konsum der Jugendlichen besser *«fassen»*, kontrollieren und steuern zu können, wobei unklar blieb, wie dieses *«Etwas»* aussehen könnte. Dieses Fachteam stellte auch die Grundsatzfrage, was ein *«normales»* Mediennutzungsverhalten, was *«Normalität»* ist.

In einem anderen Fachteam besteht Unzufriedenheit mit dem Regelungsmuster – die Einschätzungen der einzelnen Fachpersonen sind jedoch unterschiedlich: Während einige den offenen Umgang mit digitalen Medien befürworten, sehen andere erhebliche Risiken wie Selbstgefährdung oder Sucht. Diese zweite Gruppe bezweifelt, dass die Betonung von Eigenverantwortung ausreiche, und wünscht sich alternative Settings – etwa medienfreie Zeiten oder begleitende Angebote. Zugleich werden Zweifel an der Umsetzbarkeit und Nachhaltigkeit solcher Settings geäußert. Auch das in dieser Einrichtung bestehende nächtliche Mobiltelefonverbot wird von manchen im Fachteam kritisiert. Die Regelungen werden als wenig wirksam beschrieben, da sie nicht allen Jugendlichen gleichermassen gerecht würden. Es fehlen aus Sicht des Fachteams alters- und personenbezogene Ansätze und aktive Lernsettings zur Medienreflexion. Das Fachteam ist auch der Meinung, dass das Thema in formalen und informellen Settings zu wenig bearbeitet würde: *«Eigentlich machen wir zu wenig - wenn, dann im Rahmen der Bezugspersonenarbeit, aber leider nicht mehr in dem umfassenden Rahmen wie früher»*. Es gebe, so die Fachpersonen, *«tolle»* Unterrichtsmaterialien, eine aktive Auseinandersetzung mit den gegebenen Herausforderungen und das Schaffen echter Lernsettings sei wichtig: *«Nur die Zeit zu kürzen bringt nichts, auch in einer Stunde Medienzeit können problematische Situationen entstehen.»* Dieses Fachteam würde die Betreuungsangebote gern stärker auf die individuelle Lebenssituation der Jugendlichen zuschneiden, um deren Entwicklung gezielt zu fördern. Dies stelle in der Praxis jedoch eine Herausforderung dar.

Ein Fachteam betont die Notwendigkeit dessen, sich für das zu interessieren, was die Jugendlichen am Mobiltelefon machen, und sich vieles erklären zu lassen. Dieses Interesse schaffe Offenheit, ermögliche einen gemeinsamen Austausch und gebe den Fachpersonen gleichzeitig die Möglichkeit, sich weiterzubilden.

Die Fachteams sind sich einig darin, dass sie für eine umfassendere Begleitung der Jugendlichen im digitalen Raum mehr Gelegenheiten zur Reflexion benötigen. Sie wünschen sich im Alltag mehr Raum, um Medien reflektiert thematisieren zu können. Das Thema müsse fest in den Arbeitsalltag integriert werden, um eine pädagogisch fundierte Begleitung der Jugendlichen zu ermöglichen. Dieser Wunsch geht einher mit der Forderung nach einer Verbesserung der Medienkompetenz der Fachteams. Die Mitarbeitenden sollten sich aktiv mit Digitalität auseinandersetzen, denn: *«die Ressourcen und das Wissen der Fachpersonen sind sehr unterschiedlich»*.

f) Bewertung des Regelungsmusters «Privat ist privat» durch Jugendliche

Digitale Freiheit: ein geschätztes Gut

Die Jugendlichen bewerten die zurückhaltende Regulierung ihrer Mediennutzung – im Sinne von *«Handy darfst du immer»* (Elion – 16) – mehrheitlich positiv und als Ausdruck von Vertrauen und

Normalität. Die offene Haltung wird als «*chillig*» (Luan – 14) und als gute Möglichkeit gesehen, den selbstständigen Umgang mit Medien zu lernen, da dies der Realität ausserhalb des Heims entspricht. Sie empfinden die lockeren Regeln als «*mega Glück*» (Antonia – 17).

Die Jugendlichen erleben die Möglichkeit, das Mobiltelefon jederzeit nutzen zu können, als hilfreich, um in belastenden Situationen zur Ruhe zu kommen, sich abzulenken oder Abstand vom (Einrichtungs--)Alltag zu gewinnen:

«Manchmal braucht man halt so ein bisschen diese Flucht. So ein bisschen Pause. Einfach nicht an seiner eigenen Welt rumstudieren müssen.» (Antonia – 17)

«Ich finde es auch gut, dass ich mich mit dem Handy ablenken kann.» (Victoria – 12)

«Also ich habe mein Handy von Morgen bis Abend. Das ist gut.» (Elina – 14)

Der offene Umgang wird, insbesondere auch im Vergleich zu restriktiveren Regelungen, positiv bewertet. Eine Jugendliche schätzt das Fehlen eines subjektiven Nutzungszwangs in einem eng begrenzten Zeitabschnitt und empfindet das Kontakthalten mit Personen ausserhalb als einfacher, da man dann interagieren könne, wenn die anderen online sind. Auch wertet sie es als positiv, dass ihr Medienumgang nicht unter Generalverdacht steht: «*ah, Heimkind [...] die haben es nicht im Griff*» (Antonia – 17).

Weitreichende digitale Freiheit kann auch überfordern

Obwohl sie lockere Regeln bevorzugen, sehen die Jugendlichen beim zurückhaltenden Ansatz auch Schwachstellen und Risiken. Die lockeren Regeln sind nach ihrer Einschätzung für Jugendliche geeignet, die eine gute Selbstregulationsfähigkeit haben. Bei anderen, die zu exzessiver Mediennutzung neigten oder bei denen eine Tagesstruktur fehle, könne die Freiheit zum «*Suchten*» (Anna – 14) führen. Die Jugendlichen nennen eigene Erfahrungen, bei denen sie wegen weitreichender digitaler Freiheit gewisse Alltagspflichten vernachlässigt hätten. So finden sich auch bei diesem Regelungsmuster Jugendliche, die mit ihrem Medienumgang nicht zufrieden sind:

«Ich finde es nicht gut, dass ich so viel am Handy bin.» (Victoria – 12)

Eine Jugendliche merkt an, dass sie selbst keine Regeln brauche, sie aber für andere Jugendliche wichtig seien, da diese das Mobiltelefon nicht im Griff hätten:

«Ich habe wie das Gefühl, ich bräuchte jetzt nicht unbedingt die Regeln und so. Aber, ich finde es wie gut, dass es sie gibt, für andere Jugendliche.» (Antonia – 17)

Auch regt sie an, dass die Notwendigkeit zur Regulierung daran gemessen werden solle, «*ob die Jugendliche trotzdem noch in die Schule geht oder so, oder ihren Pflichten nachkommt*» (Antonia – 17).

Einige wenige Einschränkungen – wirken unterstützend...

Auch wenn die Mediennutzung grösstenteils unreguliert ist, bestehen in manchen Einrichtungen bestimmte fixe Einschränkungen bei der Nutzung des Mobiltelefons. Diese werden von den Jugendlichen unterschiedlich und je nach individueller Betroffenheit bewertet.

Ein Jugendlicher beschreibt die Veränderung seines Medienumgangs aufgrund der zeitlichen Regulierungen, die er in der Einrichtung vorfand, als positiv:

«I: Hast du das Gefühl, dass sich das für dich jetzt ein bisschen verändert, als du hierhergekommen bist?

Ja, schon. Wegen den Zeiten halt. Ich bin nicht mehr so viel am Handy wie früher.

I: Und ist die Veränderung_ wie findest du die?

Besser. Ich war früher nur am Handy. Und das ist halt nicht gut, die ganze Zeit am Handy zu sein. Und seit ich jetzt hier bin, hat sich das weniger_» (Elion – 16)

Die Regel, das Mobiltelefon während gemeinsamer Aktivitäten oder Pflichten sowie während der Tagesstruktur wegzulegen, ist in den Einrichtungen etabliert und wird von den Jugendlichen überwiegend als sinnvoll beurteilt.

«Und dann am Mittag ganz normal zu Mittag essen, kein Handy am Tisch. Aber das ist auch normal bei mir zu Hause.» (Ella – 16)

«Und das habe ich mit dem Handy nur am Esstisch, wenn wir alle zusammen essen. Dann wollen sie halt, dass wir das Handy wegpacken, nur für kurze Zeit. Sonst in den Pausen dürfen wir das Handy nutzen, das finde ich gut.» (Abdul – 15)

«Wenn du in der Schule bist und sie erwischen dich am Handy, dann geben sie dir eine Ermahnung. Wenn du es immer noch hast, ziehen sie es ein.» (Luan – 14)

... oder zielen am Bedarf vorbei

In den Interviews wird deutlich, dass jede Form der Regulierung, die – auch wenn sie vergleichsweise grosszügig gestaltet ist – an den tatsächlichen Bedarfen der Jugendlichen vorbeizieht, schnell ein Legitimationsproblem bekommen kann.

Eine nächtliche Abgabe des Mobiltelefons wird von Jugendlichen zwar weitgehend akzeptiert («*ich kann es mega nachvollziehen, warum es so ist*»), jedoch auch als Eingriff in die für sie bedeutsamen und funktionalen Schlaf- und Medienroutinen erlebt. So meint eine Jugendliche, dass sie manchmal abends gerne noch ein Hörbuch hören würde, aber «*dann muss man wieder runterlaufen, um das Handy abzugeben, und ist wieder wach*» (Antonia – 17). Auch bezogen auf Musik, mit der sie viel besser einschläft als ohne, wird es ohne Mobiltelefon gleich komplizierter:

«Der Vorteil beim Handy ist, dass man den Sleep-Timer einstellen kann. Wenn man einschläft, schaltet es nach einer halben Stunde automatisch ab. Also nach der eingestellten Zeit. Das geht bei einem Radio nicht. Da muss man immer selbst daran denken: 'Okay, ich schlafe gleich ein, also schalte ich jetzt ab' – und dann ist man wieder wach. Das hat mich gestört.» (Antonia – 17)

Zudem erlebt sie als unpassend, dass das Mobiltelefon im Krankheitsfall das Mobiltelefon abgegeben werden muss, auch wenn sie die Begründung nachvollziehen kann:

«Es ist bei krank ein bisschen blöd, dass man es dann halt abgeben muss. Also ich kann es verstehen, weil, ich sehe halt viele Jugendliche, die halt nicht wirklich krank sind und so. Aber wenn man halt so richtig Fieber hat und krank ist, dann ist es halt jeweils schon toll, wenn man das Handy hat, und man irgendwie auch einen Film schauen kann oder irgendwie auf dem Handy noch telefonieren kann und so. Weil ja, ausruhen, ja, aber manchmal ist man auch so krank, dass man gar nicht mehr schlafen kann. Aber ich kann es auch mega nachvollziehen, warum es so ist.» (Antonia – 17)

In einer Einrichtung beschreiben die Jugendlichen Konflikte um die Fixpunkte im Tagesablauf, bei denen das Mobiltelefon nicht benutzt werden darf, wie etwa während des Essens oder im Unterricht, weil die Art der Regelumsetzung durch manche Jugendliche als unangemessen betrachtet wird:

«Und ja, auch heute gab es eine riesige Diskussion. Also halt, dass wir anscheinend zu viel am Handy waren und so. Aber wir haben halt nur die Handys hervorgehoben für die Musik. Und keine Ahnung, dann wollten sie unsere Handys einfach so nehmen, und dann ist halt jede Jugendliche ausgerastet und hat halt gesagt, nein, wir geben es nicht ab. Es ist nicht zehn Uhr und so. Und keine Ahnung, dann wollten sie es uns wegnehmen. Und dann hat es heute eine riesige Diskussion gegeben. Alle Jugendlichen sind ins Zimmer wieder gegangen. Keiner wollte mehr mitmachen, weil es einfach zu viel_ Also es ist einfach zu viel losgegangen.» (Victoria – 12)

«Ja eben sie sollten halt nachfragen. Und nicht direkt so, wir müssen jetzt, wir müssen, dädädädä einfach. Ja. Und nicht immer gleich so, eben, ja wir müssen jetzt, es ist ein Muss, So, gib ein wenig Zeit, warten. Weil ich mag das auch nicht, wenn, wenn es zum Beispiel heisst, ja Elina du musst in fünf Minuten dein Handy abgeben. Dann ist das für mich so, ja, mache ich. Wenn es dann heisst, du musst in fünf Minuten, musst du hier unten sein, du musst das und das, dann das Handy abgeben, dann ist es so für mich: Wer bist du? Ich gebe dann das Handy ab, wenn ich will. [...] Aber wenn dann Sozi mit mir versuchen darüber zu reden oder es anschauen, dann habe ich auch Lust, mit ihnen mitzuarbeiten oder die Wahrheit zu sagen, oder ihm Handy abgeben.» (Elina – 14)

Und so zieht eine Jugendliche, die von einem Konflikt kurz vor dem Interview berichtet, ein negatives Fazit:

«Es ist einfach meistens so, dass sie uns bestrafen, ohne Grund. Also manchmal hat es schon irgendwie Gründe, aber keine Ahnung. Es gibt echt Jugendliche, die durchs Haus schreien. Sozis halt, keine Ahnung, so richtig anschreien, weil sie das Handy nicht abgeben wollen.» (Victoria – 12)

Diese Schilderungen zeigen, dass sich selbst bei eher kleinen zeitlichen Einschränkungen Durchsetzungsmuster entwickeln können, die von den Jugendlichen als Machtausübung erlebt werden. Einige formulieren stattdessen den Wunsch nach mehr Vertrauen und unterstützender Begleitung:

«Was können sie machen? Mehr, wie soll ich sagen, beobachten und unterstützen, als immer gerade alles einschränken und kontrollieren. [...] Auch einfach mal Vertrauen haben – nicht in jede Jugendliche, aber in viele. [...] Ich bin halt schon viel mehr Fan so, unterstützen, aber frei. Es braucht Einschränkungen. [...] Aber zu viele Regeln machen es viel schlimmer. Irgendwann muss man es auch können.» (Antonia – 17)

Medienbildung: wenig vorhanden

In einer der Einrichtungen werden digitale Medien kaum thematisiert, so die Sicht der dort untergebrachten Jugendlichen. Nach ihrer Erfahrung fragen die Fachpersonen selten nach Medienaktivitäten oder -inhalten:

«Ich glaube, die [Fachpersonen] interessiert es nicht, was wir mit den Medien machen, ausser wenn jemand so Cybermobbing macht. Dann würden sie schon hinschauen, natürlich.» (Luan – 14)

«Über Medien, nein. Wir reden über andere Themen.» (Elion – 16)

«Ich würde sagen, es ist freiwillig, wenn man darüber reden will. Aber man muss nicht.» (Renas – 16)

In einer anderen Einrichtung finden Gespräche über Medien statt; diese fühlen sich für die Jugendlichen jedoch belehrend an, weshalb kein bedürfnisorientierter Dialog entsteht. Solche moralisch aufgeladenen Gespräche lösen bei Jugendlichen eher Abwehr als Reflexion aus:

«Es ist mehr so, also bei anderen, da bekomme ich es schon mit, so, eben, 'hey ich finde es nicht gut, dass du so viel am Handy bist' oder 'jetzt ist fertig' oder so. Genau, das gibt schon auch, dass darüber geredet wird, aber nicht so viel.» (Antonia – 17)

«Also sie reden, die Sozis reden halt schon mit uns darüber, aber nicht so gute Sachen, so ja, 'das Handy ist nicht gut' und so, oder ja, keine Ahnung. Immer so schlechte Sachen, dass wir das Handy nicht mehr benutzen, keine Ahnung, aber wir Jugendliche hören halt nie zu und so. Und nachher sagen wir, nein, ein anderes Thema, bitte. Und ja, aber sie, ich weiss nicht, was sie uns erklären möchten, aber sie kommen immer mit dem Thema Handy, 'das ist nicht gut, ja, Insta ist nicht gut, TikTok ist nicht gut'. Und nachher fangen sie an, irgend-eine Geschichte zu erzählen, 'ja früher gab es das nicht' und so.» (Victoria – 12)

Grundsätzlich finden die Jugendlichen, es sei für Erwachsene schwierig, Jugendlichen in effektiver Weise Unterstützung anzubieten:

«Wenn ich erwachsen wäre, ich wüsste auch nicht, was ich machen würde. Weil ich weiss, es geht hier rein und da raus.» (Elina – 14)

Formale und nonformale Medienbildungsangebote sind laut den Jugendlichen selten, hier besteht ihrer Meinung nach ein Defizit:

«Wir haben jetzt Geografie, man kann sich das Land aussuchen, benutzt man auch Medien, um sich zu informieren, zu recherchieren.» (Elion – 16)

«Meine Brüder haben mir immer gesagt, mach das nicht, es ist gefährlich. Ich habe Sachen gepostet, wo ich bin, und fünf Minuten später kommt irgendjemand, packt mich und weg. Aber so im Heim habe ich eigentlich nie etwas über Handy gelernt. [...] Ich finde schon, dass es eigentlich jemanden geben muss, der mal in die Schule oder so kommt und das mit dem Handy anschaut. Weil eben, es passieren viele Dinge über das Handy, vor allem mit Mädchen.» (Elina – 14)

g) Abschliessende Gedanken zum Regelungsmuster «Privat ist privat»

Von Jugendlichen geschätzt: In der Regel schätzen es die Jugendlichen, dass sie selbst entscheiden können, wie sie digitale Medien nutzen. Die weitgehenden digitalen Freiheiten ermöglichen ihnen die flexible Nutzung digitaler Medien zur Alltagsbewältigung, Ablenkung und sozialen Kontaktpflege, was sie positiv hervorheben.

Diese weitreichende Autonomie ist jedoch nicht für alle Jugendliche gleichermassen geeignet: Eine unbegleitete Freiheit bedeutet eine Überforderung jener, deren Selbstregulationsfähigkeit noch wenig ausgeprägt ist. Das Spannungsfeld zwischen dem Wunsch nach digitaler Freiheit und der latenten Gefahr der exzessiven Mediennutzung ist somit ein zentrales Dilemma dieses Regelungsmusters.

Kaum Konflikte: Obwohl das Regelungsmuster an sich eher konfliktarm ist, kann jegliche Form der Einschränkung – selbst eine eher geringfügige wie nächtliche Abgaben – schnell zu Legitimationsproblemen führen. Wenn sie den Sinn dahinter verstehen, akzeptieren die Jugendlichen Einschränkungen in der Regel.

Wenig Unterstützung: Die Begleitung und medienpädagogische Unterstützung in den Einrichtungen ist trotz der vielfältigen Gefährdungsmomente und der Herausforderungen der Selbstregulation niedrig. Es gibt wenig formelle Angebote, und auch Gespräche über digitale Medien finden kaum statt oder bewegen sich auf einer belehrend-moralisierenden Ebene. So bleibt die Verantwortung, sich Unterstützung für den Umgang mit digitalen Medien zu holen, implizit den Jugendlichen überlassen. Dass sich die Jugendlichen bei Problemen tatsächlich an die Fachpersonen wenden, geschieht eher selten, was es wiederum den Fachpersonen erschwert, bedarfsgerechte Unterstützung anzubieten.

Risiko der Überforderung: Wenn Unterstützung und Austausch fehlen, bleiben Begleit- und Schutzbedarfe oft unerkannt. Es besteht die Gefahr, dass Jugendliche riskante Nutzungsmuster entwickeln oder beibehalten. Manche Jugendliche können eigene Probleme und Bedürfnisse nur schwer selbst einschätzen und sind daher auf eine offene, dialogische Auseinandersetzung angewiesen. Ohne diese kann sich ein problematischer Umgang mit digitalen Medien leicht verfestigen.

REGELUNGSMUSTER «WIE GEHT ES DIR ONLINE?»

a) Einrichtungstyp

Das Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» findet sich in der Studie in offenen Wohngruppen. Die Jugendlichen befinden sich entweder auf behördliche Anweisung im Rahmen einer zivil- oder jugendstrafrechtlichen Massnahme in der Einrichtung oder der Eintritt ist freiwillig erfolgt. Manche Einrichtungen haben einen Fokus auf Jugendliche, die unter einer psychischen Belastung leiden.

b) Institutioneller Auftrag

Der institutionelle Auftrag der Einrichtungen ist unterschiedlich. Während in manchen Einrichtungen die Förderung von Selbstverantwortung und Selbststeuerung im Vordergrund steht, haben andere den Schutz vor akuter Gewalt im Fokus. Das Hilfesetting soll den Jugendlichen einen sicheren und stabilen Ort bieten, der sie schützt und ihre persönliche Entwicklung fördert.

Gemein ist all diesen Einrichtungen, dass sie digitale Medien als zentrales Element jugendlicher Lebenswelten betrachten. Entsprechend wichtig ist den Fachteams das Thema Selbstbestimmung, auch im Umgang mit digitalen Medien. Die Jugendlichen sollen einen konstruktiven und reflektierten Umgang mit digitalen Medien entwickeln:

«Die Jugendlichen sollen einen sinnvollen, gesunden, alltagstauglichen Umgang mit dem Thema lernen und sich dabei auch im legalen Rahmen bewegen. Selbststeuerung als Ziel ist aber anspruchsvoll. Denn es geht nur mit dem Handy, das ist der springende Punkt.»

«Wir wollen, dass die Jugendlichen aber auch lernen, dass sie das Handy nur zum Einloggen brauchen und dann wieder weglegen, weil sie das in einer Lehre auch so können müssen.»

c) Sichtweise der Fachteams auf jugendliche digitale Lebenswelten

Die Fachteams sehen vielfältige positive Faktoren der Mediennutzung für Jugendliche, etwa digitale Medien als Informationsquelle, aber auch negative Auswirkungen, etwa ein naives Vertrauen gegenüber fremden Personen im Internet. Das Fachteam einer Wohngruppe für weibliche Jugendliche beobachtet problematische Inhalte und Aktivitäten zum Thema Aussehen.

Die Fachteams betrachten die Smartphonennutzung in hohem Mass als Bewältigungshandeln: So verwendeten die Jugendlichen digitale Medien zur Ablenkung von psychischen Belastungen, zum Einschlafen oder zur Beruhigung. Ohne Mobiltelefon erlebten die Jugendlichen eine grosse Leere. Laut den Fachteams haben psychische Erkrankungen auch Einfluss auf die Mediennutzung der Jugendlichen. Schwierigkeiten im Umgang mit digitalen Geräten werden somit (auch) als Ausdruck umfassender Problemlagen verstanden.

Die Medienkompetenz der Jugendlichen ist laut Einschätzung der Fachteams sehr unterschiedlich: «*Einige haben es relativ gut im Griff, andere kleben ständig am Bildschirm*». Unterschiede zeigen sich laut den Fachteams auch bei den technischen Fähigkeiten. Insgesamt seien die Fertigkeiten bei der technischen Bedienung der Geräte höher, die Fähigkeit zu kritischer Reflexion sei bei den meisten jedoch eher schwach ausgeprägt.

Übergreifend wird bei den Fachteams ein Verständnis für die Andersartigkeit der Aufwachserfahrungen der Jugendlichen sichtbar:

«Ich bin mir manchmal auch nicht sicher, weil ich meine, wenn ich in dem Alter wäre_ ich glaube es gibt gewisse Sachen die ich gar nicht nachvollziehen kann, weil ich gar nicht weiss, wie wäre das gewesen, wenn ich in dem Alter_ es ist ja noch nicht so lange, dass die Jungen mit dem aufwachsen, und ich frage mich, vielleicht werden sie irgendwann auch eigene Strategien entwickeln, wie man mit dem umgehen kann, wo wir uns gar nicht vorstellen können, wo sie das entwickeln, irgendwie habe ich dann auch eine Zuversicht, ah, die finden das schon raus.»

Es lässt sich festhalten, dass die Fachteams digitalen Medien gegenüber ambivalent eingestellt sind: Sie finden einerseits, dass digitale Medien zum Leben der Jugendlichen gehören, ihnen eine Hilfe sind und vielfältige Chancen zur Organisation, Kommunikation und Bewältigung bieten, andererseits könnten digitale Medien masslos überfordern und gingen mit erheblichen Risiken einher, insbesondere durch unreflektierten Konsum, soziale Belastungen und eingeschränkte Selbstregulation. Unter diesem Aspekt wird insbesondere die nächtliche Nutzung genannt: So dienten den Jugendlichen das Streamen von Musik oder das Schauen von Videos als Einschlafritual. Gleichzeitig könnten sich in den langen Nachtstunden Negativspiralen aus Einfluss- und Drucksituationen aufbauen.

Grundsätzlich bemühen sich die Fachteams um eine wertneutrale Haltung gegenüber digitalen Medien:

«Ich finde wir sind schon nicht ganz wertefrei (Gelächter). Also ich finde in der Tendenz sind wir schon, sind wir nicht so gefahrenpädagogikmässig, aber in der Tendenz, dass wir alle so ein wenig denken, sie sind schon sehr viel am Handy oder so, das haben wir glaub schon, oder nicht? – Aber ich glaube es ist wie normal, dass die Jungen wie viel am Handy sind, es ist wie so es gehört zum Leben.»

Dieses Regelungsmuster will das Wohlbefinden mit Hilfe von begleiteter Reflexion digitaler Gewohnheiten und durch die Förderung von Selbstregulation fördern. Die Fachpersonen wollen die Jugendlichen dabei unterstützen, einen achtsamen Umgang mit digitalen Medien zu entwickeln und ihre digitale Lebenswelt aktiv und verantwortungsvoll zu gestalten.

d) Das Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» im Detail

Pädagogische Einbettung des Regelungsmusters «Wie geht es dir online?»

Das Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» ist Teil eines lebenswelt- und beziehungsorientierten pädagogischen Ansatzes.

Medienbildungsangebote

In den Einrichtungen bestehen formale Bildungsangebote wie etwa Gruppenabende zu Medienthemen, Medienwerkstätten oder Medienkompetenzgruppen. Diese Gruppenangebote dienen insbesondere dazu, Diskussionen anzuregen. Nach Erfahrung der Fachteams sei es dabei wichtig, *«die Diskussion anzuregen und nicht Vorträge zu halten»*, – dies gelinge auch immer wieder. Die reine Wissensvermittlung jedoch ziele am tatsächlichen (Reflexions-)Bedarf vorbei:

«Wir machen jeweils Gruppenabende zum Thema Medienpädagogik, und dann merkt man aber schnell, dass sie vieles schon mal gehört haben, worauf muss man schauen beim Medienkonsum? Und das können sie alles benennen, aber die Umsetzung ist wahrscheinlich dann doch ein bisschen etwas anderes.»

Bei diesem Regelungsmuster haben non-formale und informelle Formate einen hohen Stellenwert, etwa im Rahmen der Bezugspersonenarbeit und eingeflochten in den Alltag. Dabei sei es essenziell, dass diese Formate keinen belehrenden Charakter hätten:

«Gespräche über den Konsum sind wichtig, und wir achten darauf, dass das nicht mit dem erhobenen Zeigefinger passiert, aber es nicht mega einfach in unserem Setting, weil es schnell nicht auf Augenhöhe wirkt, ausser mal ganz locker bei einem Essen.»

Die Fachteams betonen einerseits, wie wichtig ein Gespräch über Medieninhalte sei, *«das ist ein Zugang, den man manchmal gar nicht so beachtet, der aber wichtig ist, weil es ist ein riesiger Teil von ihrem Leben»*. Dabei sind die Fachteams auf die Bereitschaft der Jugendlichen angewiesen, ihre digitalen Erfahrungen zu teilen – *«und der Punkt ist, dass sie dann manchmal sagen, ja mit euch will ich das gar nicht besprechen, ich will das lieber mit meinen Gleichaltrigen besprechen»*.

Die Fachteams mit dem Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» legen den Fokus auf eine von Vertrauen geprägte Beziehung. Sie sehen es als ihre Aufgabe, den Jugendlichen (auch) für digitale Themen «relevante Gegenüber» zu sein:

«Wir versuchen gegenüber den Jugendlichen 'real' zu sein und uns auch in diesen Themen zu zeigen – dass es auch für uns nicht immer einfach ist, aber man kann sich steuern lernen. Wir versuchen einen guten Umgang vorzuleben. Und das schafft auch Beziehung.»

Ausgestaltung der Regelungen

Die Regelungen im Umgang mit digitalen Medien sind beim Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» mehrheitlich bedarfsorientiert ausgestaltet und basieren auf einer fortlaufenden dialogischen Aushandlung. Vereinbarungen zur Nutzung des Mobiltelefons werden – abgesehen von wenigen allgemeinen Regeln, siehe unten – einzeln getroffen: *«Es ist alles immer individuell»*. Der Umgang mit digitalen Medien erfolgt also in der Aushandlung und vor dem Hintergrund der individuellen Lebenslage der Jugendlichen: *«Wir sind wie im Dialog und versuchen sie zu gewinnen»*.

Einige übergreifende Einschränkungen können vorhanden sein. So bestehen bei manchen Einrichtungen in Bezug auf die Nacht einheitliche zeitliche Einschränkungen: In einer Einrichtung müssen die Jugendlichen ihr Mobiltelefon in den ersten Nächten abgeben. In anderen Einrichtungen gilt über den gesamten Aufenthalt hinweg ein nächtliches Mobiltelefonverbot. Weitere zeitliche Einschränkungen kann es mit Blick auf bestimmte Alltagssituationen geben: So dürfen Mobiltelefone während der Arbeits- oder Schulzeit (ausser in den Pausen) grundsätzlich meist nicht benutzt werden. Die Durchsetzung dieser Regel gestaltet sich jedoch schwierig, da die Geräte auch für schulische oder kreative Zwecke genutzt werden, *«und schon kommt es wieder in die Quere, schon poppt wieder etwas auf»*. Auch während der Mahlzeiten sowie bei Gruppenaktivitäten ist die Nutzung von Mobiltelefonen unerwünscht.

Mobiltelefonkontrollen (Inhaltskontrollen) werden nicht gemacht – oder allenfalls nur bei dem Verdacht, *«dass wirklich schlimme Sachen laufen»* (im Kontext einer Gefährdung durch Dritte). Grundsätzlich werden Kontrollen als Eingriff in die Privatsphäre betrachtet, die möglichst zu vermeiden sind.

Allfällige weitere Einschränkungen werden in der Regel im Rahmen der Bezugspersonenarbeit vereinbart. Eigenverantwortung wird insgesamt grossgeschrieben, die Jugendlichen können ihre Mediennutzung grundsätzlich selbst gestalten.

Wird eine vereinbarte Regel nicht eingehalten, bespricht man die Situation gemeinsam, um ein einvernehmliches Vorgehen zu entwickeln. In seltenen Fällen wird in einer Wohngruppe bei Regelverstössen das Mobiltelefon entzogen.

e) Bewertung des Regelungsmusters «Wie geht es dir online?» durch die Fachteams

Positive und negative Auswirkungen der Regeln

Die Fachteams beurteilen das dialogbasierte Regelsetting insgesamt als wichtig, aber auch als herausfordernd.

Wenn ein Dialog über die Mediennutzung der Jugendlichen zustande komme, sei dies ein wertvoller Zugang zu ihren Lebenswelten. Dafür brauche es von Seiten der Fachpersonen allerdings ein Grundverständnis aktueller Apps wie TikTok und Snapchat. Wer sich auskenne, verstehe die Aussagen der Jugendlichen und könne dadurch in einen Austausch treten: *«ich merke schon, wenn man drauskommt, ist das wie ein wenig ein Zugang zu ihnen»*. Die Dialogorientierung schafft somit Vertrauen und fördert das gegenseitige Verstehen. Für die Fachpersonen sei es allerdings schwierig, die Logik von Tools wie TikTok zu verstehen: *«TikTok das psycht einen so mit dem Swipen, und ich finde es wirklich schwierig, mit ihnen pädagogisch zu schauen, was sind das jetzt für Inhalte»*.

Ein Fachteam sieht als positive Auswirkung von Gruppenangeboten, dass den Jugendlichen bei Gesprächen über digitale Gefährdungen klar werde, *«dass es allen passieren kann, dann ist es vielleicht etwas einfacher darüber zu reden»*.

Als zentrale Herausforderung benennen die Fachteams die Frage, ob sich die Jugendlichen tatsächlich öffneten und ihre digitalen Erfahrungen teilten: *«Sie kommen nicht wirklich von sich auf mit problematischen Inhalten, ausser im Sinne von: 'schau mal hier, wie krass das ist'»*. Mit den Fachpersonen über Belastungen zu sprechen, sei für die Jugendlichen oftmals schwierig, einfacher sei dies gegenüber Peers. So kämen wichtige belastende Themen häufig nicht zur Sprache. Die Generationenhürde sei auch bei digitalen Themen spürbar: *«Peers sind schon fast die wichtigsten, weil Erwachsene nicht drauskommen»*. Freiwillige Gruppenangebote werden laut den Fachteams nur genutzt, wenn die Fachteams selbst aktiv werden.

Eine Einschränkung der Nutzung des Mobiltelefons am Tag – während des schulischen Programms, der Arbeit oder den Essenszeiten, verbessere nach Einschätzung der Fachteams die Konzentration der Jugendlichen und fördere den Kontakt zwischen Jugendlichen und Fachpersonen.

Eine Einschränkung der Nutzung des Mobiltelefons in der Nacht beuge nach Einschätzung der Fachteams nächtlichen «Negativspiralen» vor, gleichzeitig nehme es den Jugendlichen wichtige Einschlaf-routinen wie das Hören von Musik oder das Anschauen von Videos. Dies könne dazu führen, dass die Jugendlichen nachts Zweitgeräte nutzten.

f) Bewertung des Regelungsmusters «Wie geht es dir online?» durch die Fachteams

In den Diskussionen der Fachteams zeigt sich ein verständnisvolles Wohlwollen gegenüber den Jugendlichen. Die hohe Bedeutung des Mobiltelefons für sie wird grundsätzlich respektiert:

«Es gab die Regel, dass sie es abgeben sollen, aber das konnte nicht durchgezogen werden. Ich finde auch in der Zwischenzeit das geht nicht, das ist ein zu privates, zu intimes Objekt geworden, wir können das nicht einfach wegnehmen.»

Die Fachteams sind grundsätzlich zufrieden mit dem Regelungsmuster und erleben den Umgang mit den Regelungen als grösstenteils problemlos. Allerdings sehen sie auch Limitationen. Wie gut das Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» passt, hängt laut den Fachteams von der Fähigkeit der Jugendlichen zur Eigenverantwortung und Selbstregulierung ab. Allerdings betonen die Fachteams, dass es schwierig sei, einen pädagogischen Zugang zu finden, um Einblick in die digitale Lebenswelt der Jugendlichen zu gewinnen. Ein Fachteam spricht sich dafür aus, das Thema mit den Jugendlichen noch umfangreicher zu bearbeiten; es und brauche es eine konsequente Förderung ihrer Medienkompetenz.

Zu nächtlichen Nutzungsbeschränkungen des Mobiltelefons haben die Fachteams unterschiedliche Einschätzungen. Die verpflichtende nächtliche Abgabe sei für die Jugendlichen einschneidend, teilweise werden ethische und (sozial-)pädagogische Bedenken geäussert. Manche Fachkräfte sehen diese Beschränkungen positiv, *«so aus den gängigen pädagogischen Überlegungen, die Nacht ist zum Schlafen da»*. Für andere haben die negativen Auswirkungen mehr Gewicht. Eine verpflichtende Abgabe der Mobiltelefone in der Nacht wird als zu hart betrachtet, da die Jugendlichen in solchen Momenten *«nichts mehr haben»*. Die kollidiere ausserdem mit dem Anspruch der Jugendlichen auf Eigenverantwortung – die mit steigendem Alter der Jugendlichen ebenfalls zunehme. Eine Fachperson erklärt:

«Ich weiss nicht, ob wir mit dem Abgeben auch ein wenig ihnen im Weg stehen, einfach zum Lernen auch den gesunden Umgang mit den Medien, durch das Abgeben können sie es wie nicht lernen, habe ich das Gefühl, und dass man ihnen wie ein wenig das wegnimmt.»

Darüber hinaus sei ein Teil des Medienumgangs dem Dialog entzogen, wenn die Jugendlichen wegen des nächtlichen Mobiltelefonverbots Zweitgeräte nutzten. Dadurch ergäben sich zusätzliche Risiken.

Als weitere Herausforderung benennen manche Fachteams das Problem, mit Jugendlichen über illegale oder verstörende Inhalte ins Gespräch zu kommen. Der Konsum solcher Inhalte sei schwer zu steuern, die Inhalte seien für die Erwachsenen belastend. Eine Inkonsistenz von Regelungen zwischen mehreren Wohngruppen wird als weitere Herausforderung benannt.

Um Zugang zu den Jugendlichen zu finden und pädagogisch wirksam zu handeln, wird die grundsätzliche Offenheit der Mitarbeitenden gegenüber der Digitalität als entscheidend angesehen.

Alle Einrichtungen mit dem Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» sind der Meinung, dass sowohl ihre formalen und nonformalen als auch informellen Medienbildungsangebote auszubauen sind. Digitale Erfahrungen sollten insbesondere in der Bezugspersonenarbeit stärker einbezogen werden:

«Da ist so ein dunkler Fleck, wir wissen ganz viel über ihr Leben, Beziehungen, Eltern, Hobbys, aber was dort [im Digitalen] passiert, dort passiert ja enorm viel, und das wissen wir eigentlich nicht so, wir fragen vielleicht ab und zu, aber es ist so wie ein undurchsichtiger Fleck den wir gar nicht so gross in unsere Arbeit einbeziehen.»

g) Bewertung des Regelungsmusters «Wie geht es dir online?» durch Jugendliche

Das Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» wird von den Jugendlichen insgesamt sehr positiv bewertet. Besonders hervorgehoben werden eine individuelle Gestaltung der Medienregeln (*«jeder hat hier andere Regeln»*, (Antima – 14), Vertrauen in die Selbstverantwortung der Jugendlichen sowie eine (sozial-)pädagogisch begleitete Integration digitaler Medien in den (Einrichtungs-)Alltag der Jugendlichen.

Individualisierte Regeln: sinnvoll und fair

Die Jugendlichen schätzen an diesem Regelungsmuster vor allem, dass es auf starre, für alle geltende Vorschriften verzichtet und stattdessen individuell angepasste Regelungen ermöglicht. Diese Individualisierung wird als fair und sinnvoll wahrgenommen, da sie den unterschiedlichen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Lebenssituationen der Jugendlichen Rechnung trägt:

«Ich finde es gut, dass es individuell geregelt ist. Weil, gewisse Regeln passen für manche Leute und für andere nicht. Wenn es dann einfach, damit man sagen kann, alle haben die gleichen Regeln, dann muss jemand Regeln befolgen, die voll und überhaupt nichts bringen, und dann wäre das extrem unproduktiv für alle, die hier wären.» (Finn – 18)

«Das ist es für jeden separat geregelt, so bezüglich darauf, wie du deinen Medienkonsum handhabst.» (Elias – 16)

«Ich finde es schon gut, dass man für jede Person eigene Regel hat.» (Antima – 14)

Bei diesem Regelungsmuster ist es grundsätzlich möglich, das Mobiltelefon «24/7» (Anna – 14) bei sich zu haben.

Diese umfassende Verfügbarkeit ist hilfreich für die Organisation des Alltags, die Pflege sozialer Kontakte und den Aufbau von Selbstständigkeit. Die Jugendlichen können auf diese Weise dann mit Peers kommunizieren könne, «*wenn die andere Person Zeit hat*» (Antima – 14), anstatt wegen fixer Medienzeiten längere Zeit nicht reagieren zu können.

Daneben wird das Mobiltelefon wird als verlässliches Hilfsmittel zur emotionalen Regulation erlebt:

«Für mich ist halt mein Handy auch so eine Ablenkung von meinen schlechten Gedanken und solche Dinge. Das hilft halt sehr.» (Anna – 14)

Dass sie das Mobiltelefon nachts bei sich haben können, heben die Jugendlichen ganz besonders positiv hervor. Sie nutzen das Mobiltelefon häufig dazu, sich das Einschlafen zu erleichtern – sprich: als Unterstützung der Schlafroutine:

«Oft höre ich auch Musik, um zu schlafen, weil sonst höre ich zu viele Nebengeräusche.» (Anna – 14)

«Meistens stelle ich noch kurz den Wecker, lege das Handy weg und versuche zu schlafen. Wenn es mir schwerfällt, höre ich Musik. Sonst liegt es auf dem Nachtsch.» (Antima – 14)

«Ich habe Mühe mit dem Schlafen und wenn ich Musik höre, hilft mir das einfach. Wir haben am Mittwoch ein Elterngespräch und dann schauen wir, ob ich es vielleicht in der Nacht behalten darf.» (Laura – 15)

In der Balance – Selbstverantwortung und unterstützende Begleitung

Die Jugendlichen nehmen die Haltung der Einrichtung als unterstützend und offen wahr. Die Jugendlichen verstehen den individuell vereinbarten Umgang mit digitalen Medien als Ausdruck von Wertschätzung und Vertrauen, und sie schätzen es, dass ihnen zugetraut wird, selbst einen verantwortungsvollen Umgang mit digitalen Medien zu entwickeln. Dies betrachten die Jugendlichen als Vorbereitung auf ein selbstbestimmtes Leben und als «*das einzig Richtige*» (Elias – 16):

«Sie bieten hier Unterstützung, selbst einen Umgang mit Medien zu finden. Du musst es selbst lernen. Weil, wenn du 18 bist, wird dir niemand mehr sagen, leg dein Handy weg. Du musst einen Umgang damit finden. So: 'Leg das Handy weg, du musst jetzt schlafen' oder so.» (Elias – 16)

Die Jugendlichen betonen, dass die Fachpersonen zwar eingreifen, wenn problematische Nutzungsmuster sichtbar werden, ansonsten aber digitale Freiräume gewähren:

«Ich finde den Umgang hier mit digitalen Medien besonders gut, weil sie dir deine Freiheiten lassen. Und erst etwas machen, wenn sie merken, dass es gerade zu viel ist.» (Ben – 17)

Individuelle Einschränkungen, etwa bei Müdigkeit oder Leistungsbeeinträchtigungen, werden gemeinsam besprochen und einvernehmlich vereinbart:

«Wenn sie dann merken, dass man am Morgen nicht aufsteht, weil man müde ist, dann schaut man das auch an mit dem Handy, ob es besser wäre, es abzugeben.» (Laura – 15)

«Ich finde, sie sind sehr offen und auch bereit, es immer individuell mit der Person anzuschauen: Wie hilfreich es jetzt für diese Person ist, welche Medien in welcher Form zu benutzen.» (Finn – 18)

Auch die vorübergehende Abgabe des Mobiltelefons wird als sinnvoll und nachvollziehbar erlebt, wenn diese Massnahme gemeinsam besprochen wird:

«Wir können das im Behandlungsteam besprechen. Dann werden sie wahrscheinlich sagen, ja, das Handy am Abend abgeben.» (Anna – 14)

Die Möglichkeit, Regeln im Dialog anzupassen und auf persönliche Bedürfnisse einzugehen, wird besonders positiv hervorgehoben:

«Ja, ich finde es gut, dass es für uns alle angepasst wird. Dass wir auch mit den Eltern besprechen können, was für einen gut ist. Ich finde es schon gut, dass man für jede Person eigene Regel hat. (Antima – 14)

Den Jugendlichen ist bewusst, dass mit dieser Freiheit auch Verantwortung einhergeht. Eine exzessive Nutzung war oder ist für einige ein Thema: So gesteht eine Jugendliche ein, dass sie wegen TikTok manchmal *«keine Lust hat, etwas anderes zu machen»*, und dann Termine absagt (Kiana – 16). Für eine andere, die zu exzessiver Mediennutzung neigt, sind es nicht die Verbote, sondern ein strukturierter Alltag und vielfältige attraktive Unterhaltungsmöglichkeiten, die es ihr ermöglichen, ihren Medienumgang zu verändern:

«Ich finde es eigentlich super. Es ist für mich perfekt. Denn ich hatte, bevor ich hierhergekommen bin, Probleme mit meinem Medienkonsum. Meine Bildschirmzeit lag, denke ich, bei etwa zehn Stunden. Es war wirklich übertrieben viel. Und zehn Stunden war nicht mein Maximum. Es konnte noch höher gehen. Jetzt habe ich mehr Tagesstruktur. Ich denke, ich konsumiere immer noch zu viele Medien, aber es ist schon mal viel besser. Es ist toll, dass wir eine so volle Tagesstruktur haben. Es ist toll, dass immer jemand mit uns ist, immer um die Jugendlichen herum, das bedeutet, wenn uns mal langweilig ist, können wir Uno spielen oder andere Dinge. Man muss nicht unbedingt auf dem Handy sein.» (Anna – 14)

Ein anderer Jugendlicher erlebt die Regeln als Unterstützung beim Selbstschutz und bei der Bewältigung seiner Probleme mit dem Medienkonsum. Er will dabei Mitverantwortung übernehmen:

«Ich habe es eben sehr lange, also auch länger als normalerweise, habe ich es über die Nacht abgegeben. Ja, und dann ging es irgendwann einfach gut mit dem Aufstehen und dann habe ich es auch wieder über die Nacht genommen.
I: *Wie hast du entschieden oder wie kam es dazu, dass du es abgibst?*
Ich bin freiwillig hier und wenn ich absichtlich etwas mache, bei dem ich weiss, es kann mir schaden, wofür bin ich dann hier?» (Finn – 18)

Eine weitere Jugendliche, die von sich sagt, sie habe *«sozusagen halbe Schlafstörungen»*, schlief immer mit Mobiltelefonaktivitäten ein und war nachts oftmals über viele Stunden wach. Für sie ist die Abgabe des Mobiltelefons am Abend eine tiefgreifende und vorwiegend positive Veränderung:

«Aber seit ich hier bin, gebe ich das Handy früher ab, ich schlafe früher. Es ist eigentlich komplett das Gegenteil meines echten Lebensstils. [...] Am Abend, gebe ich das Handy um viertel vor elf ab. Wenn ich nicht müde bin, mache ich Dinge, die ich in meinem Zimmer machen kann. Zum Beispiel malen, lesen, basteln oder zeichnen. Ich könnte mich auch meine Skincare-Routine machen oder so. Solche Dinge kann ich machen. Danach gehe ich schlafen, wenn ich Langeweile habe. Dann wird man automatisch müde.» (Chiara – 18)

Die Jugendlichen beschreiben, wie wichtig manchmal eine Unterstützung bei der Selbstregulation ist. Momente, in denen er mehr Unterstützung benötigt als sonst, schildert einer von ihnen so:

«Als ich das Handy noch abgeben musste, kamen um zehn Uhr die einen Fachpersonen und sagten: 'Finn, jetzt musst du, jetzt musst du'. Andere Fachpersonen haben es hingegen komplett vergessen. [...] Meistens bin das Handy dann trotzdem abgeben gegangen. Aber vor allem an Tagen, an denen es mir schlecht ging, wollte ich es halt auch viel weniger abgeben, weil es eine Ablenkung ist. Gerade an solchen Tagen sollte ich das Handy nicht haben, weil ich sonst bis vier Uhr morgens einfach dort sitze und ins Handy glotze. Dann stehe ich am nächsten Morgen nicht richtig auf. Ja, und dann dachte ich mir: Es wäre jetzt cool, wenn mich jemand zwingen würde, vernünftig zu sein.» (Finn – 18)

In einer weiteren Einrichtung nehmen die Jugendlichen wahr, dass bestehende Regeln zur Mediennutzung mitunter nicht konsequent umgesetzt oder kontrolliert werden. So besteht in dieser Einrichtung zwar die Regel, dass digitale Geräte in der Nacht nicht verwendet werden dürfen. Bei der Umsetzung

der Regel wird aber entweder die Selbstbestimmung und Selbstverantwortung stärker gewichtet oder die Regel wurde schlicht «vergessen»:

«Auf dem Zettel steht, dass an einem Regeltag um zehn Uhr alle Elektrogeräte ausgeschaltet werden (lacht). Ich denke, dass das niemand einhält. Und die meisten Bezugspersonen und so weiter, die haben wahrscheinlich selbst vergessen, dass diese Regel existiert (lacht). Ich kann am Abend auf dem Handy Musik hören und so weiter. Die Nachtwache kommt und fragt: 'ah, hörst du noch Musik so?' Ich so: 'ja'. Die haben selbst vergessen, dass wir... Ja, ich habe das Gefühl, dass sie uns einfach machen lassen. Ja, die Regel halten wir nicht so ein.» (Anna – 14)

Formalisierter Zugang zu Geräten: bedarfsorientiert

In einer Einrichtung können die Jugendlichen einen Antrag auf zusätzliche Mediengeräte (z. B. Laptop, PC oder Spielkonsole) stellen. Dieses formalisierte Verfahren beschreiben die Jugendlichen als sinnvolles Mittel, um den individuellen Bedarf zu prüfen und eine übermässige Ausstattung mit digitalen Geräten zu vermeiden:

«Bei dem Antrag schreibst du das einfach rein, grüsst du das Team und dann schreibst rein, für was du den brauchst, wie, was dein Commitment ist, so. [...] Ich finde es gut, dass man einen Antrag schreiben muss, weil, sonst könnte man alles hier mit hierher nehmen, dann würde plötzlich alles voller Fernseher sein, irgendwie so.» (Elias – 16)

Zudem wird die Antragsstellung als Gelegenheit verstanden, sich zunächst in der Einrichtung einzuleben und Vertrauen aufzubauen. Dadurch erhalten sowohl die Jugendlichen als auch die Fachpersonen den notwendigen Raum, um die individuelle Situation besser einschätzen zu können:

«Ich glaube, du brauchst auch wie deine Zeit, um dich hier einzufinden. Und sie brauchen auch die Zeit, damit sie dich so ein bisschen verstehen, und dann können sie nach einem Monat definitiv besser entscheiden als nach zwei Tagen.» (Ben – 17)

Insgesamt wird die Antragsstellung als nachvollziehbares, transparentes und gerechtes Instrument erlebt, das sowohl die Eigenverantwortung der Jugendlichen stärkt als auch den bewussten Umgang mit Mediengeräten fördert.

Medienbildung: wertvoll und unterstützend

Im Gegensatz zu den anderen Regelungsmustern berichten Jugendliche im Regelungsmuster «Wie geht es dir online?» deutlich häufiger von regelmässigen Gesprächen mit Fachpersonen über ihre Mediennutzung. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass Regeln hier individuell ausgehandelt werden. Dafür ist ein regelmässiger Austausch zwischen Jugendlichen und Fachpersonen notwendig.

Darüber hinaus beschreiben die Jugendlichen auch explizite Angebote zur Medienbildung. Sie erzählen von verschiedenen Formaten, die sich teilweise zwar erst in der Anfangsphase befinden, in denen der Umgang mit digitalen Medien aber gezielt thematisiert wird:

«Wir hatten gerade das Thema digitale Medien. Und dann haben sie sehr viel angesprochen und wir haben auch dazu gelernt.» (Laura – 15):

«Wir haben eine Gruppe, wo wir mit drei weiteren Jugendlichen und einem Sozialpädagogen, der das wirklich sehr schön macht, einfach über den Medienkonsum reden und wie man den handhabt und so.» (Elias – 16)

«Da redest du halt einfach einmal pro Woche 45 Minuten, also halt eine Lektion lang über Medien.» (Ben – 17)

Die Jugendlichen nehmen diese Gespräche und Angebote überwiegend positiv wahr. Sie schätzen den Austausch über ihre Mediengewohnheiten sowie die Möglichkeit, eigene Erfahrungen zu reflektieren und voneinander zu lernen. Ein Jugendlicher beschreibt, dass ihn die Gespräche besonders angesprochen hätten, weil er sich zuvor bereits intensiv mit seinem Medienkonsum auseinandergesetzt hatte:

«Ich fand es spannend, halt auch was die anderen denken. Ja. Ich habe mich halt schon gut mit dem Zeug auseinandergesetzt. Eben, weil ich ja auch jetzt, vor 3 Jahren oder so eher ein Problem damit hatte. (Finn – 18)

Den Nutzen solcher Auseinandersetzungen insbesondere für Kinder betont diese Jugendliche:

« Also ich habe es irgendwie schon gut gefunden, vor allem für so die Jüngeren, weil, die sind halt, ich finde unsere Generation, also jetzt schon 10, 9-Jährige haben Insta und ich habe das damals halt nicht einmal wirklich gekannt. Und da finde ich es schon gut, dass man es anschaut, weil, die wissen nicht wirklich, was Medien ist und schreiben dann vielleicht mit fremden Leuten oder es kann auch gefährlich sein, Medien. Und vor allem so Mobbing und so, das gibt es ja auch in den Medien mega viel. Ja und vor allem, ja man wird halt, also heutzutage sind halt Jüngere mehr bei den Medien als früher. Früher finde ich, war wirklich fast keiner immer so auf Insta oder so. Ja.» (Paulina – 16)

Die Jugendlichen beschreiben die Fachpersonen als kompetent und unterstützend und sie beziehen sich auf sie, wenn sie Fragen zu Medien haben: «*Ja, und auch wenn sie es nicht wissen, dann forschen sie nach.*» (Laura – 15)

h) Abschliessende Gedanken zum Regelungsmuster «Wie geht es dir online?»

Hohe Akzeptanz: In der Regel schätzen die Jugendlichen diese Form der aktiven Begleitung, in ihren Aussagen wird die reflektierte Auseinandersetzung mit dem eigenen Medienumgang deutlich. Die gemeinsam entwickelten Regeln und Kriterien haben bei den Jugendlichen eine hohe Akzeptanz, da sie an ihren jeweiligen Lebenssituationen und Bedürfnissen ausgerichtet sind.

Umgang mit Handlungsunsicherheiten: Die Fachpersonen müssen im Spannungsfeld zwischen professionellem Schutzauftrag und den Persönlichkeitsrechten der Jugendlichen situativ abwägen. Sie tragen die Verantwortung, gemeinsam mit den Jugendlichen individuelle und bedarfsgerechte Regelungen zu finden.

Vertrauensvolle Beziehungen: Das gemeinsame Festlegen und Überprüfen der Regeln fördert das Vertrauen zwischen Fachpersonen und Jugendlichen. Das stärkt die Qualität der Beziehung.

Dialog über Inhalte und Erlebnisse: Gespräche über gelingenden und misslingenden Medienumgang sowie über die Medienbedürfnisse richten den Blick nicht nur auf die Nutzungszeit, sondern auch auf das Wie und das Erleben der Jugendlichen t.

Förderung von Selbstregulierungsfähigkeiten: Jugendliche werden in ihrer Fähigkeit zur Selbstregulation unterstützt und bei der Entwicklung ihrer Medienkompetenz begleitet.

5. Zusammenfassung und Schlussbetrachtungen

Im Folgenden werden die empirischen Ergebnisse zusammengefasst und kommentiert.

Digitale Medien – ein (wichtiges) Thema unter vielen

Obwohl die Fachpersonen die herausragende Bedeutung digitaler Medien für Jugendliche anerkennen und einen hohen Bedarf an Medienbildung sehen, ist das Thema im Alltag der untersuchten Einrichtungen aufgrund der Breite der Aufgaben eines unter vielen. Der breit gefasste (sozial-)pädagogische Auftrag und knappe zeitliche Ressourcen – insbesondere in Einrichtungen mit kürzeren Aufenthaltszeiten – erschweren eine intensive Auseinandersetzung. Dies führt insbesondere in Einrichtungen mit kürzeren Aufenthalten dazu, dass sich Mitarbeitende unsicher sind, inwieweit der Medienumgang der Jugendlichen überhaupt zu ihren Kernaufgaben zählt.

Unverständliche digitale Lebenswelten von Jugendlichen

Die Fachteams bringen in vielfältiger Weise zum Ausdruck, wie schwierig es für sie ist, die digitalen Lebenswelten und Realitäten der Jugendlichen zu verstehen. Zwar erkennen sie die hohe Bedeutung und Relevanz digitaler Medien für die Jugendlichen an, zugleich empfinden sie viele der online ausgeübten Aktivitäten und konsumierten Inhalte als befremdlich oder gar zutiefst verstörend. Die dahinterliegenden Codes, Bedeutungen und sozialen Dynamiken bleiben ihnen häufig unverständlich, sodass sie kaum nachvollziehen können, warum diese digitalen Lebenswelten bei den Jugendlichen eine derart zentrale Rolle spielen.

Hinzu kommt, dass den Fachteams ein Grossteil dieser digitalen Realitäten verborgen bleibt. Deshalb gelingt es nur bedingt, mögliche Begleit- und Schutzbedarfe der Jugendlichen in ihrer Komplexität zu erfassen und angemessen auf sie zu reagieren (vgl. ebd.; Hajok 2023; Pulver 2023).

Professionelles Handeln in der Beziehungsarbeit bedeutet in diesem Kontext, über das reine Anerkennen der digitalen Realitäten hinauszugehen und eine Haltung der aufrichtigen Neugier und des nicht-wertenden Verstehens einzunehmen. Nur so können Fachpersonen die digitalen Medien als integralen Bestandteil der Identität, der sozialen Beziehungen und der Bewältigungsstrategien der Jugendlichen in die pädagogische Arbeit einbeziehen und vermeiden, dass die digitale Kluft zur Beziehungsbarriere wird. Für eine gelingende (sozial-)pädagogische Begleitung im digitalen Raum benötigen Fachpersonen deshalb Verständnis für das Medienhandeln der Jugendlichen im Alltag. Dieses Verständnis ist eine zentrale Grundlage professioneller Beziehungsgestaltung zu diesem Themenbereich (Witzel 2020).

Wie Fachpersonen «relevante Andere» für digitale Themen sein können

Jugendliche wünschen sich Verständnis, Vertrauen und einen differenzierten Blick von Fachpersonen auf ihre individuellen Bedürfnisse im Umgang mit digitalen Medien – insbesondere dann, wenn diese als Bewältigungsstrategie oder für den Kontakt mit aussenstehenden Personen genutzt werden.

Die Qualität der Beziehung zwischen Fachpersonen und Jugendlichen steht dabei im Zentrum. Ein weiterer Einflussfaktor auf diese Beziehungsqualität ist der Grad an Freiwilligkeit seitens der Jugendlichen, also inwiefern sie ihre Platzierung und das jeweilige Setting vor Ort als sinnvoll und notwendig erachten.

Deswegen: Eine belastbare und vertrauensvolle (sozial-)pädagogische Arbeitsbeziehung ist der Schlüssel dafür, dass die Jugendlichen sich öffnen: Wenn sie die Fachpersonen als interessiert und verständnisvoll erleben, fördert das ihre Bereitschaft, auch herausfordernde oder problematische Erfahrungen im digitalen Raum zu teilen. Weiter vertrauensbildend ist, wenn die Fachpersonen selbst über ein fundiertes Verständnis der digitalen Lebenswelten von Jugendlichen verfügen. Dagegen ist es für das Vertrauensverhältnis belastend, wenn die Fachpersonen in ihrem eigenen Medienumgang aus Sicht der Jugendlichen ihrer Vorbildfunktion nicht nachkommen.

Eine weitere Möglichkeit für Fachpersonen, in einen positiv gerahmten Austausch zu treten, sind gemeinsame digitale Aktivitäten wie Gamen oder Sport schauen. Die Jugendlichen beschreiben dies als

verbindendes und positives Element im Alltag: Die Fachpersonen lassen sich auf die Interessen der Jugendlichen ein, werden selbst Teil der jugendlichen digitalen Lebenswelt und stellen dabei ihre digitale Kompetenz oder ihre Lernbereitschaft unter Beweis. Es entsteht eine Begegnung «auf Augenhöhe», die das gegenseitige Vertrauen stärkt. Das Medium Spiel wird so zu einem (sozial-)pädagogisch bedeutsamen Raum der professionellen Beziehungsgestaltung und Teilhabe.

Mediennutzungsbedürfnisse der Jugendlichen

Die Nutzung digitaler Medien dient auch Jugendlichen in intensiv betreuten Settings zur Befriedigung von zentralen, existenziellen Bedürfnissen, die weit über Unterhaltung und Zeitvertrieb hinausgehen. Für die Jugendlichen sind digitale Medien elementarer Bestandteil ihrer Lebenswelten.

Zum einen sind sie für die Jugendlichen unverzichtbar, um soziale Beziehungen ausserhalb der Einrichtung zu pflegen. Zum anderen fungieren digitale Geräte, insbesondere das Mobiltelefon, als primäres Werkzeug für die Alltagsorganisation und die Aufrechterhaltung der Selbstständigkeit. Daneben ermöglicht Mediennutzung den Jugendlichen, sich dem stationären Setting und den Menschen zu entziehen. Die Ergebnisse der Studie verdeutlichen ausserdem, wie wichtig digitale Medien als Copingstrategie gegen Stress und für die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebenssituation sind. Die oftmals langen Nutzungszeiten der Jugendlichen können auch als Ausdruck eines ausgeprägten Bedürfnisses nach Eskapismus gedeutet werden. Dieser dient ihnen als Copingstrategie und zur Emotionsregulation (Walden 2022: 320; Flade 2017). Eine Einschränkung der Mediennutzung, ohne dass die Jugendlichen dabei begleitet werden, andere Möglichkeiten der Bewältigung zu entwickeln, kann für sie zu einer zusätzlichen Belastung werden.

Die mitunter grossen Auswirkungen einer scheinbar kleinen Einschränkung zeigen sich exemplarisch am erschwerten Zugang zu Musik, sobald das persönliche Mobiltelefon nicht verwendet werden darf. Wenn der Zugang zu Musik eingeschränkt ist oder die Musikauswahl nicht dem persönlichen Geschmack entspricht, verliert Musik ihre bedeutende Funktion in der Stimmungs- und Emotionsregulation.

Vielfältige digitale Selbst- und Fremdgefährdung

Viele Jugendliche in intensiv betreuten Settings der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie weisen problematische Mediennutzungsweisen auf, die zu Selbst- oder Fremdgefährdung (auch) im digitalen Raum führen (können). Dies beinhaltet den Konsum äusserst gewalthaltiger Inhalte (z. B. Enthauptungen) oder sexualisierter Inhalte mit Darstellungen Minderjähriger, ausserdem Cybermobbing, suchtmässige Mediennutzung, Prostitution und vieles mehr. Dabei fehlt vielen Jugendlichen das Verständnis dessen, was illegale Inhalte sind. In diesem Kontext beobachten sowohl Fachteams als auch Jugendliche häufig eine exzessive Mediennutzung. So ist es nachvollziehbar, dass die Fachteams in intensiv betreuten Settings die digitalen Gefahren für die betreuten Jugendlichen insgesamt als vielgestaltig und gravierend einschätzen.

Wichtig ist dabei, dass die Fachpersonen auf die spezifischen Gefährdungsmomente der einzelnen Jugendlichen reagieren und nicht von pauschalen Annahmen über «die Jugendlichen» ausgehen. Jugendliche bewegen sich in unterschiedlichen digitalen Umwelten und nutzen sie auf vielfältige und äusserst individuelle Weise. Entsprechend handelt es sich auch bei Jugendlichen in intensiv betreuten Settings um eine ausgesprochen heterogene Gruppe – sowohl in Bezug auf ihre digitalen Lebenswelten und ihr Nutzungsverhalten als auch auf ihren individuellen Begleit- und Schutzbedarf.

Ein häufig genanntes Gefährdungsmoment ist die exzessive Mediennutzung Jugendlicher. Diese zeigt sich in unterschiedlichen Formen, etwa im suchtmähnlichen Gebrauch von Mobiltelefonen und Sozialen Medien («Handysucht») oder einer exzessiven Nutzung von Online- und Computerspielen («Game-sucht»). Solche Nutzungsweisen wirken sich gemäss den Jugendlichen häufig negativ auf Schlafrhythmus, Alltagsstruktur und Konzentrationsfähigkeit aus.

Zudem konsumieren insbesondere männliche Jugendliche im Jugendstrafvollzug teilweise äusserst gewalthaltige Inhalte – oft ohne ein ausgeprägtes Problembewusstsein. Auch aggressive digitale

Dynamiken innerhalb der Jugendgruppen bleiben den Fachteams oftmals verborgen, da Gruppendruck oder das Bedürfnis, sich als dominant und stark zu präsentieren, von den Jugendlichen selten offen thematisiert werden. Bei weiblichen Jugendlichen zeigen sich hingegen teils ausgeprägte sexualisierte Gefährdungsmomente sowie durch Soziale Medien stark verzerrte Körperbilder, die zu Verunsicherung, Selbstwertproblemen und mitunter riskanten Verhaltensmustern führen können.

Diese Phänomene verdeutlichen, dass digitale Risiken geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausgeprägt sein können und daher eine sensible, individuelle sowie geschlechterspezifische (sozial-)pädagogische Auseinandersetzung erfordern.

Haltungen von risikoorientiert bis offen

Wie in anderen Studien fanden sich in der Studie *re:connect* bei den Fachteams viele bewahrpädagogische und medienskeptische Argumente, die mit einer Sicht auf Jugendliche als durch Medientechnologien stark gefährdet einhergehen (vgl. Witzel 2020; DigiPäd 24/7 2022; Steiner et al. 2017; Pulver 2023; Kochskämper et al. 2020). Fachpersonen mit überwiegend skeptischen Haltungen nehmen bei der Mediennutzung Jugendlicher in erster Linie Risiken wahr, bezeichnen junge Menschen als verantwortungslos und risikoorientiert und bevorzugen darum restriktive Massnahmen (ebd.). Diese Haltungen sind häufig bei Fachteams mit den Regelungsmustern «Plötzlich auf null» und «Digitale Medien verdienen» zu finden. Die Ergebnisse der Studie bestätigen die Aussage, dass die Potenziale eines partizipativen Medienhandelns bei einem risikofokussierten Blick der Fachpersonen auf das Medienhandeln junger Menschen in den Hintergrund rücken (DigiPäd 24/7 2022: 10 f.). Hingegen erkennt eine offene Haltung in digitalen Medien eher vielfältige Chancen und betrachtet junge Menschen als «digital natives» mit (gewisser) Medienkompetenz (Kochskämper et al. 2020). Diese Haltung spiegelt sich bei den Regelungsmustern «Privat ist privat» und «Wie geht es dir online?» wider. Die Beobachtung, dass einzelne Fachpersonen mit digitaler Affinität innerhalb der Einrichtungen Entwicklungen hin zu stärker bedürfnisorientierten Regelungen anstießen, belegt das Potenzial von lebensweltlicher Nähe und digitaler Kompetenz der Fachkräfte als Motor für eine progressive pädagogische Praxis.

Die Jugendlichen nehmen diese Haltung als vertrauensvollen Blick der Fachpersonen wahr und fühlen sich dadurch in ihrer Kompetenz ernst genommen. Sie erleben, dass ihre Fähigkeiten, Erfahrungen und Interessen im digitalen Raum anerkannt werden, was ihr eigenes Vertrauen in den Umgang mit Medien stärkt. Gleichzeitig eröffnet diese Haltung einen Rahmen, in dem Jugendliche bereitwilliger über Herausforderungen, Risiken oder Schwierigkeiten im Medienumgang sprechen. So entsteht ein konstruktiver Dialog, der sowohl die Selbstwirksamkeit der Jugendlichen fördert als es auch den Fachpersonen ermöglicht, Begleit- und Schutzbedarfe gezielt zu erkennen und auf sie einzugehen.

Vier Regelungsmuster zum Umgang mit digitalen Medien

Die Studie eruierte vier Regelungsmuster zum Medienumgang von Jugendlichen in intensiv betreuten Settings der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. Diese Regelungsmuster sind verallgemeinerte Beschreibungen, wie in intensiv betreuten Settings der Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie der Zugang zu digitalen Medien der Jugendlichen reguliert wird.

In allen Fachteams und bei allen Regelungsmustern wurde ein Suchprozess nach einem angemessenen Umgang mit digitalen Medien offenkundig. Es existiert keine Regelung, die die Herausforderungen rund um digitale Medien «auflöst» und den Fachpersonen die Gewissheit gibt, immer das «Richtige» zu tun.

Regelungsmuster «Plötzlich auf null»

Totale oder weitgehende Abstinenz: Beim Eintritt werden alle persönlichen digitalen Geräte abgegeben. Es besteht kein oder ein sehr stark eingeschränkter Zugang zu digitalen Medien.

Wenige Konflikte: Die strikten Regeln werden von den Jugendlichen weitgehend akzeptiert.

Kaum Begleitung in den Übergängen: Die Jugendlichen sind in den Phasen von «Hinein» und «Hinaus» auf sich selbst gestellt.

Kaum Bearbeitung digitaler Fremd- und Selbstgefährdung: Die Bearbeitung von Gefährdungsmomenten besteht aus der Erfahrung eines Alltags ohne persönliche Medienverwendung und aus dem Fernhalten vom digitalen Raum.

Regelungsmuster «Digitale Medien verdienen»

Verhaltensabhängiger Medienzugang: Der Umfang der Mediennutzung orientiert sich an einem Phasen-/Stufenplan. Je besser Jugendliche mit den Alltagsanforderungen umgehen, umso umfangreicher dürfen sie digitale Medien nutzen.

Hohe Eingriffsqualität: Die zeitliche Restriktion digitaler Medien greift tief in die Lebensführung der Jugendlichen ein.

Fehlender Bezug zu (medienbezogenen) Bedarfen: Die Nutzungsregeln berücksichtigen die konkreten (medienbezogenen) Bedarfe nicht. Für manche Jugendliche bietet das Regelungsmuster Hilfe und Anreiz, andere fordern mehr Flexibilität und Eigenverantwortung.

Fokus auf Nutzungszeit: Digitale Inhalte und Erfahrungen der Jugendlichen werden selten zum Thema gemacht. Je strenger die Nutzungsregeln, desto weniger teilen die Jugendlichen Schwieriges und Belastendes mit den Fachpersonen.

Kontrolle: Die Fachpersonen finden sich in der Rolle von Kontrolleur:innen. Selbst grosszügig gestaltete Regeln führen zu Verhandlungen zwischen Fachpersonen und Jugendlichen. Zur Umgehung der Regeln entwickeln die Jugendlichen vielfältige Strategien.

Regelungsmuster «Privat ist privat»

Kaum regulierter Medienzugang: Die Mediennutzung ist weitgehend unreglementiert und zeitlich nicht oder kaum eingeschränkt.

Von Jugendlichen geschätzt: Die meisten Jugendlichen begrüssen, dass sie selbst entscheiden können, wie sie digitale Medien nutzen. Manche Jugendliche sind von der weitreichenden Autonomie überfordert.

Wenige Konflikte: Das Regelungsmuster ist eher konfliktarm, allerdings können auch geringfügige Einschränkungen zu Kritik seitens der Jugendlichen führen, weil sie die Regeln als nicht legitim wahrnehmen.

Wenig Unterstützung: Begleitung und medienpädagogische Unterstützung sind kaum vorhanden. Bei Problemen wenden sich die Jugendlichen nur selten an die Fachpersonen. Das erschwert es den Fachpersonen, bedarfsgerechte Unterstützung anzubieten.

Risiko der Überforderung: Gefährdungsmomente werden nicht unbedingt erkannt. Es besteht die Gefahr, dass Jugendliche riskante Nutzungsmuster entwickeln oder beibehalten.

Regelungsmuster «Wie geht es dir online?»

Individuell vereinbarter Medienzugang: Die Regelungen werden fortlaufend dialogisch ausgehandelt.

Hohe Akzeptanz: Die Regeln haben bei den Jugendlichen eine hohe Akzeptanz, da sie an ihren jeweiligen Lebenssituationen und Bedürfnissen ausgerichtet sind.

Umgang mit Handlungsunsicherheiten: Die Fachpersonen müssen im Spannungsfeld zwischen professionellem Schutzauftrag und den Persönlichkeitsrechten der Jugendlichen situativ abwägen.

Vertrauensvolle Beziehungen: Das gemeinsame Festlegen und Überprüfen der Regeln fördert das Vertrauen zwischen Fachpersonen und Jugendlichen.

Dialog über Inhalte und Erlebnisse: Es finden Gespräche über den Medienumgang sowie über die Medienbedürfnisse der Jugendlichen statt.

Förderung von Selbstregulierungsfähigkeiten: Jugendliche werden in ihrer Fähigkeit zur Selbstregulation unterstützt und bei der Entwicklung von Medienkompetenz begleitet.

Grosse Unterschiede in der Eingriffsintensität

Die Studie zeigt grosse Unterschiede zwischen den Einrichtungen, was die Eingriffsintensität der Medienregulierung betrifft. Die Unterschiede lassen sich nicht allein durch unterschiedliche Zielgruppen erklären. Insbesondere zeitliche Einschränkungen fallen in ähnlichen Settings sehr unterschiedlich aus (mit Ausnahme von geschlossenen Wohngruppen, die vergleichbare Regimes haben). So scheinen vielmehr lokale «Historien» die Regelungen zu erklären, als dass die Eingriffsintensität aus einem nachvollziehbaren Begleit- und Schutzbedarf bei den Jugendlichen abgeleitet werden könnte.

Fokus auf zeitlichen Einschränkungen

Aus den Begründungen für zeitliche Einschränkungen der Mediennutzung von Jugendlichen lassen sich drei übergreifende **Ziele** ableiten:

Disziplinarische zeitliche Einschränkungen im Sinne von «Belohnung» oder «Bestrafung» (operante Konditionierung) funktionieren kurzfristig gut. Da die Mediennutzung (und insbesondere ihr Mobiltelefon) für die meisten Jugendlichen eine äusserst hohe Wichtigkeit hat, ist es für sie von hoher Bedeutung, «Belohnungen» bezogen auf Mediennutzung zu verdienen und negative Konsequenzen zu vermeiden. Ob damit bei ihnen ein Reflexionsprozess angestossen wird und digitale Gewohnheiten nachhaltig verändert werden, ist verschieden.

Gemeinschaftsorientierte zeitliche Einschränkungen, etwa während Essenssituationen oder in Gesprächssettings, werden von den Jugendlichen in der Regel akzeptiert und haben weitgehend den gewünschten Effekt, dass die Jugendlichen in der gemeinschaftlichen Situation nicht durch digitale Medien abgelenkt sind. Ermahnungen bei kleineren Regelverstössen werden akzeptiert, sofern die Fachpersonen auch Ausnahmen gewähren.

Zeitliche Einschränkungen mit Blick auf das Wohl der Jugendlichen – etwa nächtliche Mobiltelefonverbote – können zu einer positiven Veränderung führen, wenn sie dem individuellen Bedarf entsprechen. Sie können aber ebenso den tatsächlichen Bedarf verfehlen, wenn sie für die Jugendlichen zu streng, zu locker oder unpassend bis nicht-kontextualisiert sind.

Das erklärt, warum selbst bei grosszügigen Regelungen gelegentlich Diskussionen und Konflikte entstehen: Jugendliche empfinden solche Vorgaben teils als unangemessen und sehen ihre Selbstbestimmung übermässig eingeschränkt. Die zeitlichen Beschränkungen bedeuten ausserdem eine eingeschränkte Teilhabe und können erheblichen sozialen Stress erzeugen – insbesondere in der Kommunikation mit Gleichaltrigen ausserhalb der Einrichtung.

In der Wahrnehmung der Jugendlichen beschneiden zeitliche Einschränkungen, wenn sie nicht einem konkreten individuellen Bedarf entsprechen, ihre Selbstbestimmung unnötig und erschweren es ihnen, Verantwortung für den Umgang mit digitalen Medien zu übernehmen.

Einschränkungen haben nicht automatisch eine (sozial-)pädagogische Wirkung

Zeitliche Begrenzungen wirken nicht automatisch (sozial-)pädagogisch. Damit medienfreie Zeiten nachhaltig Einfluss auf die Mediennutzung der Jugendlichen haben, müssen sie vielmehr eingebettet, reflektiert und in (sozial-)pädagogische Zusammenhänge integriert werden.

Die blosse Beschränkung der Nutzungszeit bietet keinen ausreichenden (sozial-)pädagogischen Mehrwert. Dies wird durch wachsende Evidenz aus dem Schulbereich gestützt, wonach Mobiltelefon- und Social-Media-Verbote zwar das Lernen positiv beeinflussen können, aber insgesamt keine nachweisbaren Verbesserungen des psychischen Wohlbefindens von Jugendlichen bewirken (Goodyear et al. 2025; Rahali et al. 2024). Für das Wohlbefinden ist die Dauer der Bildschirmnutzung weniger wichtig als vielmehr das, was Jugendliche online tun (Smahel et al. 2025).

Zeitliche Beschränkungen können die Entgrenzung zwischen der «Innenwelt» der Einrichtungen und der «Aussenwelt» (Kochskämper et al. 2020: 7) nicht aufheben. Auch bei zeitlich begrenztem Zugang können Jugendliche selbst- oder fremdgefährdende Aktivitäten fortsetzen.

Darüber hinaus können starre zeitliche Begrenzungen direkte negative Folgen für die Beziehungsarbeit haben: Rigide Regeln erschweren häufig den offenen Dialog über digitale Inhalte und Erfahrungen, da sich Gespräche zwischen Jugendlichen und Fachteams primär um die Regeln drehen – also wann, wie und warum digitale Medien (nicht) genutzt werden dürfen. Das Machtmittel Mobiltelefon wird dann zur Barriere für die (sozial-)pädagogische Arbeit, da es verhindert, dass Fachpersonen von belastenden Erfahrungen oder von Konflikten in der Gruppe erfahren. Wenn die Jugendlichen die Regeln als unangemessen empfinden, erzeugt dies zusätzlich Distanz und verdeutlicht den lebensweltlichen «Gap» zwischen ihnen und den Fachpersonen. Die Jugendlichen erleben Ohnmacht sowie einen Verlust der Deutungshoheit über ihre Situation. Rigide zeitliche Beschränkungen begünstigen zudem die Entwicklung subversiver Umgehungsstrategien – etwa in Form heimlicher Nutzung von Zweitgeräten als Gegenpraxis.

Die vielen Diskussionen um Nutzungszeiten können den Eindruck erwecken, es fände eine (sozial-)pädagogische Auseinandersetzung mit digitalen Medien statt. Tatsächlich geht es aber häufig um Disziplinarmaßnahmen, nicht um die digitalen Erfahrungen der Jugendlichen. Zeitliche Begrenzungen können zudem den Blick dafür verstellen, dass das Medienhandeln junger Menschen auch ein Ausdruck von Selbstbestimmung ist und dass ihr Verhalten im digitalen Raum aus subjektiv bedeutsamen Gründen erfolgt (vgl. Witzel 2018: 147).

Während zu strenge Begrenzungen Distanz und Konflikte erzeugen können, birgt auch der komplette Verzicht auf eine zeitliche Begrenzung Risiken: Wenn keine Regeln oder Orientierung zur Mediennutzung bestehen, kann dies Jugendliche in ihrer Selbststeuerung überfordern. Besonders in Phasen persönlicher Krisen oder bei geringen Medienkompetenzen fehlt dann eine hilfreiche Struktur bei der Entwicklung eines förderlichen Medienumgangs.

Lebensweltorientierte Bildungsangebote – Notwendigkeit und Herausforderung

Die Ergebnisse der Studie zeigen: Medienbildungsangebote sind anspruchsvoll. Sie müssen für die Jugendlichen interessant gestaltet sein und ihnen die Verknüpfung mit ihren eigenen Erfahrungen erlauben – was erschwert wird durch die Selbstwahrnehmung vieler junger Menschen in der stationären Jugendhilfe und der Jugendpsychiatrie, alles zu wissen und alles im Griff zu haben.

Alle einbezogenen Einrichtungen setzen formale, nonformale und informelle Medienbildung um, manchmal umfangreich, oftmals punktuell. Die entscheidende Frage ist dabei laut den Studienergebnissen nicht, ob Angebote bestehen, sondern aus welcher Haltung heraus und mit welchen Inhalten sie durchgeführt werden. Eine «technische» Vermittlung von Wissen zu Datensicherheit und Ähnlichem reicht nicht aus, damit sich die Jugendlichen auf die Themen einlassen. Und wenn Erziehende wenig Verständnis zeigen, moralisierend argumentieren und Schuldzuweisungen vornehmen, wenden sich die Jugendlichen ab (vgl. Hajok 2025; Smahel et al. 2020).

Die Jugendlichen brauchen vielmehr Gewissheit, dass ihre lebensweltlichen digitalen Erfahrungen ernst genommen werden. In all jenen Settings, in denen sich die Jugendlichen öffnen und in ihrer Mediennutzung inhaltlich begleitet werden, zeigen die Fachteams in wertneutraler Haltung und mit Neugier Interesse an den Lebenswelten der Jugendlichen. Diese Fachteams sehen sich in der Verantwortung, sich mit der digitalen Welt vertraut zu machen, und betrachten es als ihre Aufgabe, Bildungssettings zu entwickeln, die sowohl an den Kompetenzen als auch an den Interessen der Jugendlichen ansetzen. Durch die wertschätzende, fragende Haltung, das Bemühen um Medienkompetenz im Fachteam und die dialogische Begleitung entsteht ein Vertrauensverhältnis, in dem die Wahrscheinlichkeit steigt, dass sich Jugendliche öffnen und ihre Online-Erfahrungen teilen.

Zum Schluss: Dialog als Schlüssel zur Wirkung

Die Studie unterstreicht die hohe Bedeutung des (sozial-)pädagogischen Dialogs für die Akzeptanz und Wirksamkeit von Regeln. Aus Sicht der Jugendlichen ist die Einbettung der Regelungen in einen Dialog – etwa im Rahmen von Bezugspersonengesprächen – von fundamentaler Wichtigkeit. Denn: Ausschlaggebend für die Akzeptanz und Wirkung von Regeln ist nicht deren Strenge, sondern inwiefern sie den Bedarfen der Jugendlichen bezogen auf digitale Medien entsprechen. Regeln werden dann als sinnvoll und angemessen erlebt, wenn sie transparent sind, die individuelle Situation berücksichtigen, Raum für Mitsprache lassen (partizipative Praxis und Aushandlung) und als Schutz oder Strukturierungshilfe erlebt werden.

Somit sind es nicht die Regeln per se, sondern insbesondere der Dialog über die Regeln im Rahmen einer kontinuierlichen Beziehungsarbeit, der die Wirkung erzielt. In diesem Rahmen entwickeln die Fachpersonen ein Verständnis für die jugendlichen medialen Erfahrungen und setzen sich die Jugendlichen mit ihrem Medienumgang auseinander.

Zusammenfassend lässt sich formulieren: Professionelles Handeln im Umgang mit digitalen Medien erfordert die Abkehr von der Illusion der «perfekten Regelung» und stattdessen die Hinwendung zur kontinuierlichen, reflektierten Beziehungsarbeit, die das Medienhandeln der Jugendlichen als Ausdruck von Selbstbestimmung und subjektiv bedeutsamen Bedürfnissen versteht und begleitet.

Literatur

- Brüggen, N./ Dreyer, S./ Gebel, C./ Lauber, A./ Materna, G./ Müller, R./ Schober, M./ Stecher, S. (2022). Gefährdungsatlas Digitales Aufwachsen. Vom Kind aus denken. Zukunftssicher handeln. Aktualisierte und erweiterte 2. Auflage. Bundeszentrale für Kinder- und Jugendmedienschutz.
- Burke, T.A./ Nesi, J./ Domoff, S.E./ Romanowicz, M./ Croarkin, P.E. (2020). Titrating Social Media Use During Adolescent Inpatient Psychiatric Hospitalization. In: *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*. 59. Jg. (9). S. 1007–1009.
- Calmbach, M./ Borgstedt, S./ Borchard, I./ Thomas, P.M./ Flaig, B.B./ SINUS Markt- und Sozialforschung GmbH (2016). *Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland*. Springer.
- Clark, Z. (2021). Introduction: Is Out-of-Home Care in a Crisis? Perspectives on Child and Youth Welfare Systems in Northern Europe and Germany. In: *Social Work & Society*. 19. Jg. (1).
- Committee on the Rights of the Child (2021). General comment No. 25 (2021) on children's rights in relation to the digital environment.
- Council of Europe (2018). Leitlinien zur Achtung, zum Schutz und zur Verwirklichung der Rechte des Kindes im digitalen Umfeld. Empfehlung CM/Rec(2018)7 des Ministerkomitees an die Mitgliedstaaten. Europarat.
- DigiPäd 24/7 (2022). Das Recht junger Menschen auf analog-digitale Teilhabe verwirklichen – Empfehlungen für stationäre Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe sowie Internate.
- Erhard, A. (2018). Digitale Medien in der stationären Jugendhilfe aus der Perspektive einer Careleaverin. In: *Forum Erziehungshilfen*. (03). S. 132–134.
- Fachverbände für Erziehungshilfen in Deutschland (2021). Brennglas Corona - DigitalPakt für die Kinder- und Jugendhilfe. Stellungnahme der Erziehungshilfeverbände.
- Feyer, J./ Schilling, C./ Rusack, T./ Schröer, W. (2022). Responsibilisierungsprozesse zur Regulation des analog-digitalen Alltags junger Menschen. In: *neue praxis*. 1. Jg. S. 41–60.
- Flade, Antje. (2017). *Third Places – reale Inseln in der virtuellen Welt: Ausflüge in die Cyberpsychologie*. Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Gerodetti, J./ Heeg, R./ Schnurr, S./ Gerngross, Martina/ Fellmann, L./ Biesel, K. (2024). Grundlagen und Perspektiven für eine wirkungsvolle kantonale Kinder- und Jugendpolitik. Expertise, Einflussfaktoren und Bestandesaufnahme. Schlussbericht zuhanden der SODK. Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
- Goodyear, V.A./ Randhawa, A./ Adab, P./ Al-Janabi, H./ Fenton, S./ Jones, K./ Michail, M./ Morrison, B./ Patterson, P./ Quinlan, J./ Sitch, A./ Twardochleb, R./ Wade, M./ Pallan, M. (2025). School phone policies and their association with mental wellbeing, phone use, and social media use (SMART Schools): a cross-sectional observational study. In: *The Lancet Regional Health - Europe*. 51. Jg.
- Gravelmann, R. (2024). Jugend online! Soziale Arbeit offline? Digitale Lebenswelten junger Menschen als Herausforderung für die Praxis Sozialer Arbeit. Beltz Juventa.
- Haage, A./ Bosse, I. (2020). Digitalisierung in der Behindertenhilfe. In: Kutscher, N./ Ley, T./ Seelmeyer, U./ Siller, F./ Tillmann, A./ Zorn, I. (Hg.). *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Beltz Juventa. S. 529–539.
- Hajok, D. (2023). Digitalisierung – und die Hilfen zur Erziehung. Eine Expertise zum veränderten Heranwachsen und Erziehen in der digitalen Welt und den sich daraus ergebenden Herausforderungen und Möglichkeiten für eine zeitgemäße pädagogische Begleitung von Kindern, Jugendlichen und Familien in den Handlungsfeldern der Hilfen zur Erziehung. Institut für Sozialpädagogische Forschung Mainz.
- Hajok, D. (2025). *Praxishandbuch Medienberatung in der Kinder- und Jugendhilfe*. Beltz Juventa.
- Hajok, D./ Lange, S. (2019). Endbericht zur Evaluation und Qualitätssicherung der berufsbegleitenden Weiterbildung für sozialpädagogische Fachkräfte im Bereich Medienpädagogik in Sachsen. BITS 21 im fjs e. V.
- Heeg, R. (2025). Rechtliche Informationen zu digitalen Medien für stationäre Einrichtungen der Jugendhilfe. Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
- Heeg, R./ Genner, S./ Steiner, O./ Schmid, M./ Suter, L./ Süß, D. (2018). Generation Smartphone. Ein partizipatives Forschungsprojekt mit Jugendlichen. Hochschule für Soziale Arbeit FHNW und ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften.
- Hundenborn, A./ Sussenburger, M. (2018). Digitalisierung in der Kinder- und Jugendhilfe. Nicht nur eine technische Herausforderung. In: *unsere jugend*. 70. Jg. S. 260–266.
- Kochskämper, D. (2020). Das (An)Erkennen digitaler Möglichkeiten durch Corona.
- Kochskämper, D./ Rusack, T./ Weißel, A./ Ehke, C. (2020). Digitalisierung in Heimen und Internaten – Stand der Forschung.
- Külling-Knecht, C./ Süß, D./ Waller, G./ Willemse, I./ Deda-Bröchin, S./ Suter, L./ Suter, L./ Streule, P./ Settegrana, N./ Jochim, M./ Bernath, J. (2024). JAMES – Jugend Aktivitäten Medien – Erhebung Schweiz. Ergebnisbericht zur JAMES-Studie 2024. ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften.
- Livingstone, S./ Cantwell, N./ Özkul, D./ Shekhawat, G./ Kidron, B. (2024). The best interests of the child in the digital environment. Digital Futures for Children centre, LSE and 5Rights Foundation.
- Morris, N.P. (2018). Internet access for patients on psychiatric units. In: *Journal of the American Academy of Psychiatry and the Law*.
- Nesi, J./ Wolff, J.C. (2019). Patterns of social media use among adolescents who are psychiatrically hospitalized. In: *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*.
- Park, H.E. (Grace)/ Yap, S.-F. (Crystal) (2024). A dualistic approach to harmonious and obsessive passion: The impact of game mechanics on mobile gaming engagement. In: *Electronic Commerce Research*. S. 1–24.
- Pomey, M./ Wang, M./ Pohl, C. (2025). Digital media and children's well-being in residential care. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit / Revue suisse de travail social*. 33. Jg. S. 1–20.

- Pulver, C. (2023). Die Mediatisierung professionellen Handelns in den Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit: Zur Situation der Fachkräfte in der Schweiz. Johannes-Gutenberg-Universität. Mainz.
- Rahali, M./ Kidron, B./ Livingstone, S. (2024). Smartphone policies in schools: What does the evidence say? Digital Futures for Children centre, LSE and 5Rights Foundation.
- Roeske, A./ Weber, J. (2024). Hybridisierung der Lebenswelten Jugendlicher als pädagogische Aufforderung. In: Soziale Arbeit. 73. Jg. (2). S. 42–48.
- Schmid, M. (2008). Children and Adolescents in German Youth Welfare Institutions. In: Psychiatry in Europe. S. 10–12.
- Schmid, M./ Luginbühl, M./ Egle, F./ Steiner, O. (2019). Digitale Medien, Teilhabe und Befähigung in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Alles anders? Medien in der Kinder- und Jugendhilfe. Aktion Jugendschutz Landesarbeitsstelle Baden-Württemberg. S. 35–41.
- Seker, S./ Bürgin, D./ d'Huart, D./ Schmid, M./ Schmeck, K./ Jenkel, N./ Fegert, J.M./ Steppan, M./ Boonmann, C. (2022). Der Verlauf von psychischen Problemen bei fremdplatzierten Kindern und Jugendlichen bis in deren Erwachsenenalter.
- Shafi, R.M.A./ Nakonezny, P.A./ A.L./ Suarez, L./ Croarkin, P.E. (2020). Suicidality and self-injurious behavior among adolescent social media users at psychiatric hospitalization. In: Cns Spectrums. <https://doi.org/10.1017/s1092852920001108>.
- Smahel, D./ Lebedikova, M./ Lacko, D./ Kvardova, N./ Mýlek, V./ Tkaczyk, M./ Svestkova, A./ Gulec, H./ Hrdina, M./ Machackova, H./ Dedkova, L. (2025). Tech & teens: insights from 15 studies on ICT's impact on well-being. London School of Economics and Political Science.
- Smahel, D./ Machackova, H./ Mascheroni, G./ Dedkova, L./ Staksrud, E./ Olafsson, K./ Livingstone, S./ Hasebrink, U. (2020). EU Kids Online 2020. Survey results from 19 countries. EU Kids Online.
- Spanhel, D. (2020). Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in digitalisierten Lernwelten. In: Tillmann, A./ Zorn, I./ Kutscher, N./ Ley, T./ Seelmeyer, U./ Siller, F. (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Beltz Juventa. S. 101–114.
- Stalder, F. (2016). Kultur der Digitalität. Suhrkamp Verlag.
- Steiner, O./ Heeg, R. (2019). Studie «always on»: Wie Jugendliche das ständige Online-Sein erleben. Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
- Steiner, O./ Heeg, R./ Schmid, M./ Luginbühl, M. (2017). MEKiS – Medienkompetenz in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe. Forschungsbericht. Hochschule für Soziale Arbeit FHNW.
- Süss, D./ Lampert, C./ Trültzsch-Wijnen, C.W. (2018). Medienpädagogik: Ein Studienbuch zur Einführung. Springer Fachmedien.
- Thiel, K./ Lampert, C. (2023). Wahrnehmung, Bewertung und Bewältigung belastender Online-Erfahrungen von Jugendlichen: Eine qualitative Studie im Rahmen des Projekts «SIKID Sicherheit für Kinder in der digitalen Welt». In: Arbeitspapiere des Hans-Bredow-Instituts. 65. Jg. S. 73 S.
- Tillmann, A. (2019). Gewandelte Anforderungen an Erziehungshilfen im Kontext der Mediatisierung. In: Jugendhilfe. 3. Jg. S. 293–299.
- Tillmann, A./ Weißel, A. (2022). Medienbezogene Verselbständigungsprozesse junger Menschen in stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung / Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research. 17. Jg. (4). S. 452–466.
- Walden, T. (2022). Theorieansätze und Hypothesen in der Medienpädagogik: Das Eskapismus-Konzept. In: Sander, U./ Von Gross, F./ Hugger, K.-U. (Hg.). Handbuch Medienpädagogik. Springer Fachmedien. S. 320–325.
- Weinstein, E./ Nash, C.C./ Kleiman, E.M./ Franz, P./ Joyce, V.W./ Nash, C.C./ Buonopane, R./ Nock, M.K. (2021). Positive and negative uses of social media among adolescents hospitalized for suicidal behavior. In: Journal of Adolescence.
- Wigger, A. (2013). Der Aufbau eines Arbeitsbündnisses in Zwangskontexten – professionstheoretische Überlegungen im Licht verschiedener Fallstudien. In: Müller-Hermann, S./ Ehlert, G./ Busse, S./ Becker-Lenz, R. (Hg.). Professionalität in der Sozialen Arbeit. VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 149–165.
- Witzel, M. (2018). Haltung als Handlungskompetenz von Fachkräften in Mediatisierungsprozessen. In: Forum Erziehungshilfen. (03).
- Witzel, M. (2020). Digitale Medien in den Hilfen zur Erziehung. In: Tillmann, A./ Zorn, I./ Kutscher, N./ Ley, T./ Seelmeyer, U./ Siller, F. (Hg.). Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung. Beltz Juventa. S. 495–506.
- Wunder, M. (Hg.) (2021). Digitalisierung und Soziale Arbeit. Transformationen und Herausforderungen. Verlag Julius Klinkhardt.